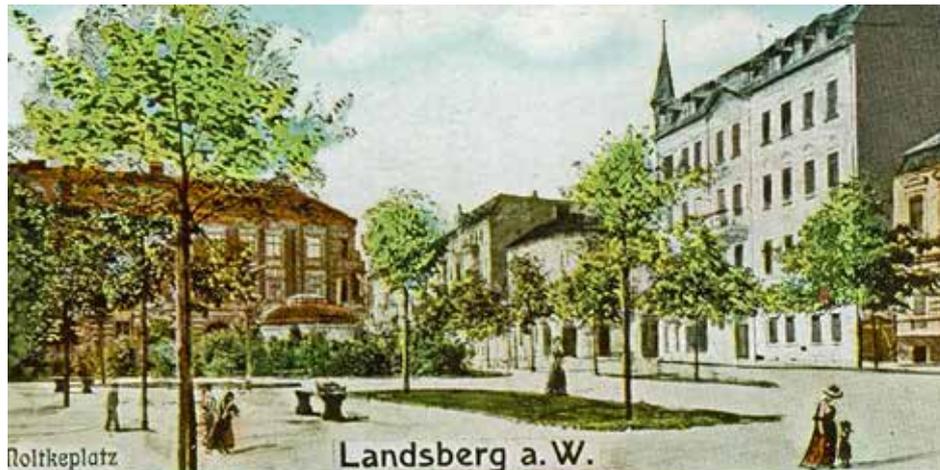


HEIMATBLATT



der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg/Warthe Stadt und Land

In der Nachfolge des Heimatblattes des kirchlichen Betreuungsdienstes von 1947 - 1989,
der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg von 1990 - 2009 und der Stiftung Landsberg von 2010 - 2012
Juni 2016 Heft 52



Historisches Landsberg

Liebe Leserinnen und Leser!
Liebe Landsbergrinnen
und Landsberger aus Kreis und Stadt!

Auch diesem Jahr waren wir wieder Gast zum Tag der Erinnerung und der Versöhnung am 30. Januar in Landsberg. Wir wurden sehr freundlich von dem neuen Stadtpräsidenten Jacek Wójcicki empfangen und konnten die Weiterentwicklung unserer Heimatstadt erleben. B. Brandenburg berichtet darüber auf Seite...

Auf der Sitzung des Stiftungsrates im April in Fürstenwalde wurde Jacek Jeremicz zum Mitglied als Nachfolger für die leider verstorbene Christa Greuling gewählt. Wir freuen uns über seine Bereitschaft, sich tatkräftig für die Arbeit der Stiftung Brandenburg und die Beziehungen der „Altlandsberger“ aus Stadt und Land zu ihrer Heimat einzusetzen. Jacek Jeremicz hat bereits seit 1996, seit seiner Anstellung bei der Stadtverwaltung Gorzów mit der BAG und anschließend der Stiftung Landsberg erfolgreich zusammengearbeitet. Er war u.a. der erste polnische Kovorsitzende der gemeinsamen Arbeitsgruppe BAG Landsberg/W.-Gorzów, die zwischen der BAG und der Stadt Gorzów 1999 für die Zusammenarbeit gegründet wurde. In dieser Zeit sind viele gemeinsame Projekte, z.B. die Wiedereinweihung des Pauckschbrunnens, Enthüllung der Max-Bahr-Büste in dem ehemaligen Volksbad, Wiedherstellung des Brahtzdenkmals, Einweihung der Friedensglocke, Veranstaltung der Bundestreffen der BAG in Gorzów und Ausrichtung des Gedenk- und Versöhnungstages am 30. Januar jedes Jahres, sowie Herausgabe etlicher deutsch-polnischer Publikationen über Landsberg/W. und Umgebung umgesetzt worden. Herr Jeremicz stand oft als Dolmetscher und Organisator vieler Besuche in Gorzów zur Seite. Er ist auch als Autor von einigen Texten, die im Heimatblatt veröffentlicht wurden, bekannt sowie als Mitautor zweier Bücher über die deutsch-polnische Zusammenarbeit: „Schwierige Nachbarn? 300 Jahre deutsch-polnische Nachbarschaft; Groß Neuendorfer Grenzgespräche 2006; Vorträge und Diskussionen“; „Kriegskinder in Ostdeutschland und Polen; Vorträge und Diskussionen mit Betroffenen des zweiten Weltkrieges mit anschließender Dokumentation. 2007“

Ein Treffen der Jugend aus Herford und Gorzów wird z.Zt. vorbereitet. Wir haben es schon in der Dezemberausgabe angekündigt. Auf den Seiten 4-5 lesen Sie den Programmablauf. Der Initiator dieser Ereignisses ist die Stiftung Brandenburg, die Herren Jeremicz und Kuhlmann sind mit der Vorbereitung und der Durchführung beauftragt. Sie freuen sich auf einen erfolgreichen und völkerverbindenden Verlauf.

Traurig stimmt mich die leider ständig schwindende Zahl unserer Leser. Die Erlebnisgeneration ist jetzt über 80 Jahre alt. Viele sind verstorben, etliche sind aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage, das Heimatblatt zu lesen. Trotzdem erreichen uns immer wieder Zuschriften, die sich über das Erscheinen freuen und oft auf eine neue Ausgabe warten.

Wir setzten alles daran, auch zukünftig das Heimatblatt aus Spenden zu finanzieren. Die Druckkosten sind gestiegen – auch wegen der verringerten Auflage. Aus Kostengründen versenden wir das Heimatblatt nicht mehr als Infopost sondern als Büchersendung, das ist billiger. Die Post erlaubt dann aber nicht mehr das Beifügen eines Briefes, deswegen die Veränderung zu einer Lieferanzeige mit dem beigefügten Überweisungsbeleg, den wir wieder Ihrer wohlwollenden Benutzung empfehlen.

Freuen wir uns auf das Treffen in Gorzów im Juni und eine schöne Sommerzeit!

Ihr
Heinz-Ulrich Kuhlmann

Was war...was wird kommen

GESCHICHTE – KULTUR - BILDUNG – GEGENWART – ZUKUNFT

PROGRAMM DES GENERATIONENTREFFENS (Seminar) *) 16.06 – 19.06.2016
**in Gorzów/Landsberg/W. - GESCHICHTE DER DEUTSCH-POLNISCHEN BEZIEHUNGEN
IM II. WELTKRIEG – FOLGEN UND EREIGNISSE**

Wissenschaftliche Schirmherrschaft des Seminars:

Dr. habil. Dariusz Rymar (Leiter des Archivs in Gorzów Wlkp.)

Schirmherrschaft:

Tim Kähler - Bürgermeister der Stadt Herford

Priester Dr. Grzegorz Cyran - Leiter des Instituts von Bischof Pluta

Seminarkonzept:

Mgr. Jacek Jeremicz in Zusammenarbeit mit der Stiftung Brandenburg

Das Seminar wird gefördert durch:

Bundesbeauftragte für Kultur u. Medien/Stiftung Brandenburg/Kreis Herford

Gemeinsames Projekt der Stiftung Brandenburg in Fürstenwalde und der Wojewodschafts- und Stadtbibliothek in Gorzów

Moderation der Veranstaltung:

Wolfgang Kuhlmann (Stift. Brandenburg Tel. +49-173-370-78-35)

Jacek Jeremicz (Germanist, Gorzów Wlkp. Tel. +48-608-308-325)

16.06.2016 (Donnerstag)

Ankunft der Teilnehmer bis ca. 16.00 Uhr und Einquartierung

17.30 – 19.00 Uhr

Treffen der Teilnehmer (Jugendliche aus Gorzów, Herford (Anna-Siemsen-Berufskolleg), deutsche u. polnische Heimatvertriebene als Zeitzeugen) in der Wojewodschafts- und Stadtbibliothek in Gorzów
Begrüßung; Kennenlernen; Programmvorstellung und Einführung in das Seminarthema

– **Karl-Christoph von Stünzner-Karbe, Kurator der Stiftung Brandenburg/Wolfgang Kuhlmann (Mitglied im Stiftungsrat der Stiftung Brandenburg)/Jacek Jeremicz (Germanist, Gorzów Wlkp.)**

19.30 Uhr

Gemeinsames Abendbrot im Internat des II. Lyzeums in Gorzów Wlkp., ul. Woskowa 3B.

17.06.2016 (Freitag)

8.00 - 9.00

Frühstück im Internat

9.30-10.30 Uhr

Seminareröffnung Impulsreferat: „**Erzwungene Bevölkerungsbewegungen nach 1945 als Folge des II. Weltkrieges**“ mit anschließender Diskussion – Dr. habil. Dariusz Rymar, Leiter des Staatsarchivs in Gorzów

10.45-11.45 Uhr

Referat: „**Das Leben in Gorzów/Landsberg/W. in den ersten Nachkriegsjahren**“ mit anschließender Diskussion
– (Mgr. Monika Kowalska – Regionalmuseum in Gorzów, Leiterin der Abt. Geschichte)

- 12.00-13.30 Uhr Arbeit in kleinen dt.-poln. Arbeitsgruppen mit den Zeitzeugen zum Thema: „**Erinnerungen an die Ereignisse 1945**“ – **Gespräche und Berichte**“
- 14.00-15.00 Uhr Gemeinsames Mittagessen im Internat des II. Lyzeums in Gorzów Wlkp., ul. Woskowa 3B.
- 15.30-17.00 Uhr Vortrag: „**Zukunftsprojekt – Gorzower Technologiezentrum GmbH in Stanowice (Stennewitz) – ein EU-gefördertes Projekt; Besichtigung und Diskussion**“
– Mgr. Ursula Stolarska – Geschäftsführerin und Vorstandsmitglied
- 17.30-18.30 Uhr Gemeinsames Abendbrot im Internat des II. Lyzeums in Gorzów Wlkp., ul. Woskowa 3B.
- 19.00 Uhr Teilnahme am Konzert „**Die Vision von Chopin im Kosmos**“
(www.filharmoniagorzowska.pl/pl/calendar/event/2016-06-17/19:00)

18.06.2016 (Samstag)

- 8.30 - 9.30 Frühstück im Internat
- 10.00-12.30 Gemeinsame Stadtbesichtigung – Mgr. Ryszard Bronisz - Regionalhistoriker - mit anschließendem Erfahrungsaustausch in der Gastronomieschule – ein von der ehemaligen Stiftung Landsberg gefördertes Projekt: der Klassenraum für BWL – Empfang durch Mgr. Małgorzata Pawłowska, Schulleiterin
- 13.00-14.00 Uhr Mittagessen im Internat des II. Lyzeums in Gorzów Wlkp., ul. Woskowa 3B.
- 14.30-16.00 Uhr Vortrag: „**Betrachtungsweisen im deutsch-polnischen Dialog Gorzów/Landsberg**“ mit anschließender Diskussion
– Mgr. Jacek Jeremicz
- 16.00-18.00 Uhr Freizeit in der Stadt (Gorzów/Landsberg zu Fuß kennen lernen)
- 18.30 Uhr Gemeinsames Abendbrot im Internat des II. Lyzeums in Gorzów Wlkp., ul. Woskowa 3B.
- 20.00 Uhr Gemeinsame Filmveranstaltung (ein Film mit dt.-poln. Hintergrund)

19.06.2016 (Sonntag)

- 8.30 - 9.30 Frühstück im Internat
- 10.00-11.00 Uhr Auswertung des Seminars und seiner Ergebnisse
- 11.30-13.30 Uhr Aufenthalt im Spaßbadzentrum „Słowianka“ **) (www.slowianka.pl)
- 14.00-15.00 Uhr Gemeinsames Abschlußmittagessen im Internat des II. Lyzeums in Gorzów Wlkp., ul. Woskowa 3B. Ende des Seminars.
- 16.00 Uhr **Abfahrt der Herforder Gruppe nach Hause**
- Voraussichtliche Ankunft in Herford ca. 2.00 Uhr am 20.06.2016 (Montag)

*) Programmveränderungen vorbehalten

**) ggf. Badezeug mitbringen

Liebe Leserinnen und Leser des Heimatblatts für Landsberg/Warthe Stadt und Land,

die Stiftung Brandenburg würde sich sehr freuen, wenn viele von Ihnen die Sommerreise in Ihr geliebtes Landsberg/Gorzów machen würden. Ebenso würden wir uns freuen, wenn Sie an den unterschiedlichen Programm-Angeboten Interesse haben und einfach mit dabei sind und mitmachen, sich an den Diskussionen beteiligen und dann natürlich auch die Zeit für sich selbst nutzen, um in den Ihnen immer noch vertrauten Straßen, Plätzen, Parks spazieren zu gehen. Vielleicht geht es Ihnen so wie mir, wenn ich in meinem Heimatdorf bin: ich schnuppere Heimatluft, höre von früher bekannte Geräusche usw. usw. usw. Die Zeit ist nicht still gestanden, und die jetzt seit Jahrzehnten ansässigen Bewohner haben viel getan, um die Stadt wieder attraktiv zu machen. Ganz abgesehen davon, dass wir Freunde dort haben und immer eine freundliche Aufnahme finden!

Mit ganz herzlichen Grüßen,

Ihre Ingrid Schellhaas - Vorsitzende des Stiftungsrates der Stiftung Brandenburg

30. Januar 2016

Tag des Gedenkens und der Versöhnung (seit 1994)

Verregnet kam er daher, doch die Gesichter der an-

Dresing und Christa Greuling gewidmet. Hier sind sie nun

schützt) auf dem Musterplatz (heute Plac Grunwaldzki) an der Friedensglocke. Es folgten Ansprachen, beginnend mit der des neuen Stadtpräsidenten Jacek Wójcicki, die mit sehr versöhnendem Inhalt gewählt war. Nach diesem Zeremoniell folgte das Anschlagen der Friedensglocke, die die Aufschrift trägt „Friede sei ihr erst Geläute“. Der Schlegel der Glocke wurde von vielen anwesenden Menschen zum Geläut in die Hand genommen. Jetzt folgte der kulturelle Teil der Veranstaltung. Mit dem



gereisten ca. 25 „Ehemaligen“ strahlten Freude und Zufriedenheit aus, es zu diesem Tag altersentsprechend geschafft zu haben, zusammenzukommen. Der Ablauf des Tages gestaltete sich bis auf kulturelle Überraschungen in einem gewohnten Ritual. Besuche der Friedhöfe: Lapidarium, Soldatengedenkstätte an der Friedeberger Straße, Kommunaler Friedhof bei Heinersdorf mit deutscher Gedenkstätte. In dem Lapidarium sind die Reste gefundener Gedenksteine vom ehemaligen Städtischen Friedhof und hinzugekommene Erinnerungstafeln an unvergessene, liebe Menschen. Es ist ein kleines, eingezäuntes Areal, das beim Betreten starke Emotionen auslöst. Zu Beginn des Jahres war es möglich, zwei Gedenksteine dank Spenden und eines Beitrags der Stiftung Brandenburg aufzustellen. Die Steine sind Ursula Hasse-

beide vereint, die es mit viel Engagement möglich gemacht haben, eine solche Gedenkstätte für ehemalige Landsberger einzurichten.

Nach den Friedhofsbesuchen standen wir bei Regen (allerdings durch ein Zelt)



Bus ging es weiter in die Zechower Vorstadt zur Philharmonie. Dieser Bau liegt rück-



wärtig neben der Villa Schroeder auf der Anhöhe zur „Schanze“. Zum Auftakt spielte ein Kammerorchester. Es folgte ein Filmbeitrag, in welchem alte LaW-Postkarten über aktuelle Gorzów-Postkarten geschoben wurden. So ergab sich ein unmittelbarer Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Der gesellschaftliche Teil des Gedenktages fand in der restaurierten und renovierten Villa Lehmann statt. Die Villa Lehmann (siehe Beitrag Heimatblatt Heft 51, Dezember



bibliothek (Neubau in der Heinersdorfer Straße) verbunden. In Anwesenheit des Gorzower Stadtpräsidenten

wurden wir „Ehemaligen“ freundlichst empfangen und bewirtet. Im Erdgeschoss der Villa waren die Tische festlich gedeckt durch die Gastronomie, die sich im Keller befindet. Im Eingangsbereich, „Diele“ genannt,



2015, Seite 29) befindet sich an der Küstriner / Ecke Heinersdorfer Straße am Stadtpark und vis-à-vis vom ehemaligen Café Voley. Die Villa ist mit Zugang zur neuen Stadtbibli-

othek untergebracht. Ein umfangreiches Album mit alten Stadtansichten lag zur Ansicht aus. Doch leider fehlte die Zeit, um alles zu erfassen. Dankbar, beeindruckt und glücklich verließen wir die Villa und trafen uns anschließend im Hotel Mieszko, in dem wir „Ehemaligen“ wohnten. Der



lungen, geschnitzten Treppengeländer und Balustraden mit den Säulen. Nach dem Essen folgten eine Einführung in die Geschichte der Villa sowie eine Besichtigung der Räume. In der ersten



Abend war unterhaltsam, auch durch Anwesenheit des Gorzower Ehepaares Agnes und Christoph Weber, dem die Stadtverwaltung die Organisation des Tagesablaufes übertragen hatte.

Eine Flasche Kräuterlikör „Stichpimpuli-bockforcelorum“ trug dann noch nach dem Probieren zur allgemein Be- lustigung bei. Durch Zufall entdeckte ich in Berlin diesen Likör, der auch damals in Landsberg sehr beliebt war. Ein bewegter Tag ging zu Ende, und beim Auseinandergehen wünschten wir uns gegenseitig herzlichst ein Wiedersehen im Jahr 2017. Brigitte Brandenburg, geb. Enderlein

Friedensglocke

Als Fortsetzung der Veröffentlichungen im vorigen Heft lesen Sie hier ein weiteres Gedicht. Freuen Sie sich auf mehr in der nächsten Ausgabe khw

Eine Glocke steht in der Stadt, eine wichtige Funktion sie hat.

Wenn sie schön erklingt, die ganze Stadt sie hört.

Läutend kündigt sie uns an, Friede und Freundschaft sei fortan

Patryk Zapadka Klasse III b

Veranstaltung der Schüler In Räumen der Philharmonie in Gorzów



Wir wünschen uns und Ihnen weiterhin die Förderung der Völkerverständigung zwischen Deutschen und Polen.

Lehrer und Schüler der Grundschule Nr 15 in Gorzów Wielkopolski

den 30. Januar 2016

W Dniu Pamięci i Pojednania zyczymy dalszego pogłębienia współpracy pomiędzy naszymi Narodami.

Nauczyciele i Uczniowie Szkoły Podstawowej nr 15 w Gorzowie Wielkopolskim

30 stycznia 2016 r.

Występy uczniów Szkoły Podstawowej nr 15

- taniec sportowy
- piosenka
- wręczenie okolicznościowych kartek gościom

Aufführungen von den Schülern der Grundschule Nr. 15

- Sport Tanz
- Ein Lied
- Verteilung Gedenkblätter Gäste

Stiftung Brandenburg erhielt Brandenburgischen Archivpreis 2016

Am 26. April 2016 haben wir den Brandenburgischen Archivpreis 2016 erhalten! Dieser Preis wird seit 2008 alle zwei Jahre an Institutionen in Brandenburg vergeben, die sich in besonderer Weise im Bereich des Archivwesens ausgezeichnet haben. Vergeben wird dieser Preis durch den 1991 gegründeten Landesverband Brandenburg des VdA (Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e. V., Vorsitz Dr. Wolfgang Krogel, Berlin). Bei der Stiftung Brandenburg sind in den letzten zehn Jahren große und kleinere Sammlungen der historischen Heimatkreis-Vereinigungen und von Einzelpersonen aufgenommen worden. Sie

enthalten Bücher, Museumsstücke und Schriftstücke, Dokumente, Fotos und Urkunden u. ä. m. Nach seiner Art wird das Schriftgut ins Archiv eingeordnet. Der Archivaufbau bei uns konnte seit 2014, auch dank Projektmitteln von Land und Bund, systematisch vorangetrieben werden. Unser Archiv weicht stark von herkömmlichen Archiven ab, aber das Einzigartige, die Gefährdung unseres Kulturgutes und unsere Bemühungen um Erhalt und Zugang haben den VdA beeindruckt. Es gab insgesamt 7 Bewerber. Die Mitglieder des brandenburgischen Archivverbandes haben am 26. 04., während der Mitgliederversammlung, auf dem 19. Bran-

denburgischen Archivtag in Königs Wusterhausen, mehrheitlich für uns gestimmt. Zuvor war eine Kommission bei der Stiftung Brandenburg, im Haus Brandenburg in Fürstenwalde und hat sich den Stand unserer Archivarbeit genauestens zeigen lassen. Per Rundmail wurden die Bewerbungen und die Vor-Ort-Eindrücke im Verband bekannt gemacht. Die Urkunde wird uns voraussichtlich am 17. Mai 2016 in der Stiftung Brandenburg, Fürstenwalde vom Vorstand des VdA überreicht. Auch die Märkische Oderzeitung hat sich angekündigt.

Maria Petzoldt, 28.04.2016
Stiftung Brandenburg

25 Jahre deutsch-polnische Partnerschaft. Politische Freundschaft auf Bewährung

Dieter Bingen, Darmstadt - (3 kurze Auszüge)
Zusammenfassung

Die Entwicklung der deutsch-polnischen Nachbarschaft in den zurückliegenden 25 Jahren kann als ein Glücksfall bezeichnet werden, da erstmals in der neuzeitlichen Geschichte Deutschland und Polen, von gemeinsamen Grundwerten geleitet, nationale Interessenpolitik in einem durch die Europäischen Gemeinschaften/EU und die transatlantische Ausrichtung gesetzten Rahmen moderiert haben. Dabei gab es auch schon in den 1990er Jahren zwischen Bonn/Berlin und Warschau Interessenunterschiede, was als selbstverständlich gelten konnte. 25 Jahre nach der Unterzeich-

nung des bilateralen Partnerschaftsvertrags existiert ungeachtet der Aufkündigung von privilegierten politischen Beziehungen zu Deutschland durch die nationalkonservative Regierung Polens nach wie vor ein gemeinsames Interesse an sehr guten bilateralen Beziehungen und an einer EU, die zu gemeinsamem Handeln in der Lage ist, wo es um Schlüsselfragen der Sicherheit und Entwicklung der Mitgliedsstaaten der Union geht.

....

Weitgehend vergessen ist heute eine Geste, zu der sich Polen und Deutsche noch vor der Unterzeichnung des Grenzvertrags (14. Novem-

ber 1990) entschieden, als sich in einer spektakulären gegenseitigen Zuwendung mitten im polnischen Präsidentschaftswahlkampf Ministerpräsident Mazowiecki und Bundeskanzler Kohl kurzfristig für den 8. November 1990 zu einem Treffen auf beiden Seiten der Oder in Frankfurt und in Ślubice verabredeten. In dessen Verlauf stellte die deutsche Seite die Visafreiheit für polnische Bürger in Aussicht. Das war ein Schritt nach vorn, der in seiner politischen (Stichwort »Rückkehr nach Europa«) und psychologischen Bedeutung gar nicht überbewertet werden konnte. Am 8. April 1991 war es soweit, das

Tor nach Deutschland
war ohne Visum geöffnet.

....

Ganz besonders beschäftigten deutsche und polnische Politiker und die Öffentlichkeit in beiden Ländern in der ersten Dekade des neuen Jahrtausends vier Themenkomplexe. Sie signalisierten eher eine »Konfliktgemeinschaft« als eine »Interessengemeinschaft«. Deren Wahrnehmung

und Nutzung zur eigenen Profilschärfung auf Kosten des Nachbarn und Partners setzten Maßstäbe für die Einschätzung des seinerzeit aktuellen Standes und der Perspektiven der politischen Beziehungen hinsichtlich des Irak-Konflikts, der europäischen Verfassungsdebatte, der Debatte um ein »Zentrum gegen Vertreibungen« und des Nord Stream-Projekts

Aus „Polen Analysen Nr. 180 vom 19.04.2016

www.deutsches-polen-institut.de

Im Internet steht unter dieser Adresse auch der vollständige Wortlaut des Dokuments „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit vom 17. Juni 1991“ zur Verfügung.

Barbara Beske † - Ursula Hasse-Dresing †

Brief vom 11. Februar 1999

Liebe Ursula,
was hat uns zusammengeführt?

Wir kennen uns seit fast 30 Jahren, es ist also keine Jugendfreundschaft. Unsere gemeinsame Heimat, Landsberg/Warthe, unser Zuhause, verbindet uns, und damit Vergangenheit und Erinnerung aber auch sehr lebendige Gegenwart und zugleich Zukunft. Von Anfang an hat mich beeindruckt, wie Du meinen Mann verstandest und in seinen Gedanken - seiner Vision - bestätigtest, in einer Vision von der Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen unseren beiden Völkern, den Polen und den Deutschen.

Du kanntest die Widerstände, die von vielen Seiten auf ihn zukamen, aber Du hast ihn verstanden und ihm geholfen, über die Vorstandsarbeit hinaus einen immer größeren Kreis unserer Landsleute aus dem Bewußtsein des schmerzlichen Verlustes unserer Heimat hinzuführen in den Gedanken einer Versöhnung und des möglichen Miteinander s. Deine Mitarbeit an unseren Heimatbüchern und die Mit herausgabe sind sichtbare Doku-

mente in einer Zeit, als noch vieles im Werden begriffen war. Ihren Abschluß und wohl auch Höhepunkt fand dies in dem Bildband „Wege zueinander“.

Ich weiß, daß es für Hans unendlich viel bedeutet hat zu wissen, daß die Bundesarbeitsgemeinschaft bei Dir in guten Händen sein wird. Und ich glaube, er wäre sehr stolz und glücklich, wenn er all das sehen und erleben könnte, was durch Deine Initiative nun inzwischen geschehen ist. Die Wiedererrichtung des Pauckschbrunnens ist wohl der Höhepunkt eines Zusammenwirkens der alten und neuen Bewohner Landsbergs. Aber auch der Gedenkstein auf dem alten deutschen Friedhof bildet ein besonders Zeichen für Verständigung und gegenseitiges Verstehen. Der partnerschaftliche Kontakt zwischen Herford und Gorzów führte durch Vermittlung der BAG zu einem Freundschaftsvertrag zwischen den beiden Städten.

Nur einiges habe ich erwähnt, was in der Zeit Deines Vorsitzes in der BAG geschehen ist, wobei aber noch das

vielleicht Wesentlichste zu sagen ist: Du hast Menschen gefunden, die im Kreis des Vorstandes und darüber hinaus mitarbeiten, ihre eigenen Gedanken einbringen und Initiativen entwickeln können. Du gibst genügend Freiheit zu eigenem Tun und schaffst es auch, etwas bewegtere Sitzungen zu einem guten Ende zu führen. Das galt besonders für frühere Jahre...

Die polnische Sprache ist für uns schwer zu verstehen, noch schwerer zu erlernen - aber das schreckt Dich nur wenig. Jeder Montagabend gehört dem Studium der „mowa polska“.

Wieviel Zeit und Phantasie Du für die umfangreiche Korrespondenz mit unseren manchmal recht ungeduldigen Landsleuten aufwendest, kann ich nur ahnen und bewundere dabei Deine Geduld. Auch unsere Heimatzeitung trägt Deine Handschrift.

Sieben Lebensjahrzehnte kannst Du heute festlich begehen. Du hast auf Deiner Einladung geschrieben, daß es kein Verdienst ist, dieses Alter zu erreichen, aber ein Anlaß zum Nachdenken und Dankbarsein.

In diesem Gedanken der Freude darüber begegnen wir uns wieder. Ich bin Dir fast zehn Lebensjahre voraus und habe erfahren, daß Dankbarkeit das Leben reicher und tragfähiger

macht. Unser Nachdenken ist sicher manches Mal überschattet von Trauer um Verlorenes, aber auch bereichert von der Freude über Erreichtes und der Hoffnung auf noch

Kommendes.

Diese Freude und Hoffnung wünsche ich Dir, Deiner lieben Familie und uns Landsbergern für alle neuen Lebensjahre.

Deine Bärbel.

Gorzów heute

Interview mit Gerhard Wolf, dem Ehemann von Christa Wolf

Gregor Stach: Herr Wolf, unter den Städten, zu denen Sie eine besondere Beziehung haben, zählt eine Stadt, in der Sie nie selbst gelebt haben: Landsberg an der Warthe oder – wie sie heute heißt - Gorzów Wielkopolski. Wie würden Sie diese Beziehung beschreiben.

Als sie vom 11. zum 12. Juli 1971 zusammen mit Ihrer Frau Christa, Ihrem Schwager Horst und Ihrer Tochter Katrin einen - heute würde man sagen: zweitägigen Ausflug nach Gorzów unternahm, bezeichnete Ihre Frau diese Unternehmung emphatisch eine Reise ins Tertiär. Wie erlebten Sie diese Stadt und Ihre Frau während dieser Fahrt?

Bereits einige Monate vor der Reise ins Tertiär verfasste Christa Wolf innerhalb von gut vier Wochen einen ersten Text über die Flucht aus Landsberg, den sie aber in ihrer Schublade behielt und den erst Sie 2014 als Buch und Lesung auf einer CD posthum veröffentlichten. Bekamen Sie diesen Text, zu dessen Niederschrift Sie Ihre Frau ermutigten als ihr grundsätzlicher erster Lektor, nicht schon 1971 zu lesen?

Gerhard Wolf: Gorzów Wielkopolski, also vor 1945 Landsberg an der Warthe, war mir als Stadt, in der Christa Ihlenfeld ihre Kindheit und Jugend verbrachte, durch ihre Berichte

Versuch „Nachruf auf Lebende. Die Flucht“ beschreibt, den wir jetzt aus ihrem Nachlass veröffentlichten, sondern ein Buch schreiben, das aus der Gegenwart die Vergangen-



Bei der Enthüllung der Bank von Nelly in Gorzow mit jungen Christa-Wolf Forscherinnen (Foto G. Stach)

nah. Dass wir die Stadt erst 1971 mit ihrem Bruder und unserer Tochter Tinka besuchten, geschah, weil Christa mit ihrem geplanten Buch über ihre Vergangenheit in unserer Gegenwart darüber schreiben wollte. Sie wollte sich nicht mit einer Geschichte der Flucht begnügen, wie es ein erster

heit der Nazizeit aufarbeitete, wie sie es erlebt hatte und nun, weit ausholend, vor dem historischen Hintergrund, auferstehen ließ. Deshalb das Buch - sie hat immer den Begriff Roman gescheut – mit seinen vier Dimensionen der authentischen Annäherung – eben ein „Kindheitsmuster“.

Deshalb unsere erste Reise – sie wird ja ziemlich genau auf einer Ebene des Buches beschrieben. Wir hatten zuvor jahrelang Scheu, dorthin zu fahren. Die heftigen Diskussionen in Ost und West über die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze, mit der sich ja die Bundesrepublik lange schwer tat, war sicher ein Hintergrund. Dabei war Polen für uns, vor



Foto mit dem Stadtdirektor von Gorzów für Kulturangelegenheiten Janusz Dreczka (Foto Armin Schubert)

allem auch in Hinsicht auf das, was dort künstlerisch möglich war, seit langem ein Anziehungspunkt. So fand schon 1975 die erste große Ausstellung des Avantgardisten Calrfriedrich Claus, der mein Freund war, in Poznań statt, und mein erster Text über seine Sprachblätter erschien zuerst polnisch in der Zeitschrift „Nurt“ und erst später in der DDR deutsch. Wir waren befreundet mit dem Germanisten Stefan Kaszyński, Jahre bevor „Kindheitsmuster“, übersetzt von Sławomir Blaut, 1981 polnisch erschien und wir ihn in Warschau trafen.

GS: Nach der Wende fuhren Sie erneut mit Christa nach Gorzów, wo sie eine Auszeichnung und Geldzuwendung entgegen nahm. Das Geld hat sie gleich einem Gorzöwer Kinder-

heim gespendet und erntete viel Sympathie vor Ort. Es gab z.B. eine sehr wohlwollende und warmherzige Atmosphäre im Stadttheater von Gorzów. Hat sich während dieser Reise bei Ihnen beiden ein neues Gefühl für die Stadt und deren Bewohner entwickelt?

Gerhard Wolf: Wir waren seitdem natürlich öfter in Gorzów. Zur 750-Jahrfeier der Stadt

2007 hatte uns der Stadtpräsident sogar ein Auto geschickt, das uns hin und zurück fuhr, und wir konnten an den Veranstaltungen teilnehmen. Aus solchen

Begegnungen ist eine lebendige Freundschaft entstanden, wie sie wohl nicht alltäglich ist. Ich erinnere mich, wie ein Bewohner von Christas Kindheitshaus uns Walnüsse schenkte, obgleich zu ihrer Zeit dort noch gar kein Nussbaum gestanden hatte. Vielleicht beleuchten solche Ereignisse mehr als Feierlichkeiten, was uns seitdem mit der Stadt und ihren Bewohnern verband, die selbst erst nach 1945 in die zerstörte Stadt kamen und sie wieder aufbauten, wie sie uns heute vor Augen steht. Das hat uns immer seitdem bewegt, so dass man – erinnernd an die polnische Nationalhymne – sagen könnte, Heimat verlassen aber nicht verloren, in einem künftigen Europa. Ich glaube, wir haben das seitdem so empfunden. „Kindheitsmuster“

ist auch schon aus solchem Geist heraus geschrieben. Dass sich die heutige polnische Stadt ihre deutsche Vergangenheit vor Augen führt, deuten nach einem halben Jahrhundert darauf hin, wie sehr das Bewusstsein, alte Behinderungen und Widersprüche zu beseitigen, Fuß gefasst hat.

Sicher ändert daran auch die heutige, wie viele meinen, rechtsgerichtete Regierung nichts, deren konservativ-nationalistische Haltung sicher beunruhigen kann. Schließlich war uns das Polen der Solidarność nahe, und ich hoffe, dass die Demonstrationen aus diesem Geist andauern und Erfolg haben werden.

GS: In Danzig erinnert eine Romanfigur, Oskar Matzerath, an den Roman „Die Blechtrommel“ von Günther Grass, den die Stadtbewohner in seiner typischen Sitzhaltung in Bronze gießen ließen und nach seinem Tod – weil der Autor es zu Lebzeiten stets ablehnte und der Stadtverwaltung von Danzig selbstironisch vorschlug für das Geld lieber eine Innentoilette in seinem Geburtshaus in Danzig einzubauen – am Ende doch auf die Bank neben Oskar platzierten. Auf der Bank von Nelly in Gorzów gäbe es auch noch Platz für Christa Wolf aus dem Jahr 1971. Würden Sie rein hypothetisch eine solche Initiative begrüßen?

Gerhard Wolf: Ich finde es ausgezeichnet, dass nicht nur diese Figur jetzt Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ erinnert. Auch der Gedenkstein für die damals vernichtete Synagoge und die nicht marktschreierisch gestaltete Hauswand an der Soldiner Straße mit der Aufzeichnung der heimi-

schen Kräuter – polnisch und deutsch – werden nicht nur Besucher aus dem Westen beeindruckt. Auch dass das Haus der Kindheit Christa Wolfs restauriert wurde, alles Zeichen, die der Gesellschaft der Liebhaber Gorzów zu verdanken sind, die von unserer Christa Wolf Gesellschaft unterstützt wird. Die Berliner Besucher, die zur Einweihung



Mit Frau Therese Hörnigk und Robert Piotrowski an der Giebelwand in der Soldiner Straße (Foto G.Stach)

des Denkmals von Nelly angereicht waren (gefördert von der Rosa-Luxemburg-Stiftung), konnten sich ein lebhaftes Bild davon machen.

Dieser Austausch von Veranstaltungen sollte von dort und hier aus unbedingt fortgeführt werden, man sollte dazu bald ein Programm entwickeln. Die Bank mit der Figur sollte so bleiben, wie sie ist, die Gedenktafel dafür ist wichtig.

GS: Ihre Frau ist die Chronistin der deutschen Teilung. Die Erzählung „Der geteilte Himmel“ wurde letztes Jahr in der Berliner Schaubühne inszeniert. Neues Theater in Halle bereitet für das nächste Jahr auch eine Aufführung vor. Wäre es denn angesichts der weltweiten Fluchtbewegung mit über 60 Millionen Menschen auf der

Flucht nicht auch sinnvoll, mit einer dramaturgischen Darstellung der „Flucht“ von Christa Wolf an die deutsche Flucht 1944/45 zu erinnern?

Gerhard Wolf: Christa Wolf wollte ja die Flucht nicht zum Angelpunkt ihrer Geschichte machen. Man kann sicher auch heutige Ereignisse nur im historischen Zusammenhang erklären.

Ich fände es allerdings wichtig, dass „Kindheitsmuster“ heute in neuer Auflage in Polen erscheint. Wir haben ja in Gorzów schon darüber gesprochen. Sicher bedarf es auch von hier aus dazu der Initiative, vielleicht mit Unterstützung des Goethe-Instituts.

GS: Seit dem Tod Ihrer Frau sind einige Bücher von ihr erschienen. Zu benennen sind nicht nur die bereits erwähnte „Flucht“ sondern z.B. auch die Interviews, die Ihre Enkelin Jana Simon mit Ihnen beiden im Abstand von einigen Jahren durchführte, dann die „Moskauer Tagebücher“. (Zuletzt kam noch der überarbeitete Briefwechsel mit Brigitte Reimann heraus.) Was ist denn als Nächstes geplant?

Gerhard Wolf: Im Herbst erscheint im Suhrkamp Verlag eine Auswahl von Briefen Christa Wolfs seit 1953 bis 2011 herausgegeben von Sabine Wolf (nicht verschwistert noch verschwägert) von der Akademie der Künste Berlin Brandenburg mit dem Titel „Man steht sehr bequem zwischen allen Fronten“ – Briefe an Autoren und Politiker aus Ost und West, unbekannte Leser und bekannte Persönlichkeiten. Christa hat über 20.000 Briefe hinterlassen, daraus hat die Herausgeberin eine vorzügliche Auswahl getroffen. Sicher sollten wir

das Buch in Gorzów vorstellen mit deutscher und polnischer Beteiligung in der vorzüglichen Bibliothek der Stadt, der ich gern auch Grafiken zum Werk von Christa Wolf zur Verfügung stellen werde. Wieder ein schöner Anlass, in der Stadt zu sein.

CHRISTA – WOLF – GESELLSCHAFT

Im Dezember 2016 jährt sich der Todestag zum 5. Mal. Die Christa – Wolf – Gesellschaft plant dazu eine Themenwoche zu Werken von Christa Wolf, - Ende November/Anfang Dezember – mit Ausstellungen und Veranstaltungen aus Anlass von Neuerscheinungen aus dem Nachlass.

Folgende Vorschläge dazu sind geplant und in Vorbereitung:

Eine Ausstellung bildender Kunst zum Werk von Christa Wolf Malerfreunde – Leben mit Bildern vom 03.12.2016 – 26.02.2017 im Tucholsky Literatur-Museum im Schloss Rheinsberg mit einer Lesung aus Texten zu den Malerfreunden. In diesem Zusammenhang könnte eine Aufführung der Performance Helge Leiber mit Corinna Harfouch im Theater Rheinsberg stattfinden („Medea“ oder „Kassandra“). Die Ausstellung soll mit Lesungen im Anschluss in der Galerie Forum Amalienpark gezeigt werden.

Im Verlauf dieser Woche lädt das Archiv der Akademie der Künste Berlin Brandenburg zu einer Archivpräsentation der Nachlässe von Christa und Gerhard Wolf im Plenarsaal Am Pariser Platz ein. Das Archiv wird zur Zeit vertraglich erfasst.

Als Neuerscheinung aus dem Nachlass erschien eine

Auswahl herausragender Briefe Christa Wolfs aus dem umfangreichen Fundus des Archivs der Akademie der Künste, herausgegeben von Sabine Wolf (ca. 800 S.) im Suhrkamp Verlag. Die Buchpremiere mit Lesung einer Schauspielerin (z.B. Dagmar Manzel) findet in einem entsprechenden Saal statt (möglichst AdK Hanseatenweg) Im Verlag Berlin Brandenburg erscheint ein Band mit dem Briefwechsel und weiteren Texten von Christa Wolf und

Lew Kopelew, herausgegeben von Tanja Walenski. Buchpremiere im Brecht-Literatur-Forum (o.a. Orts), auch im Hinblick auf die Taschenbuch-Ausgabe von „Moskauer Tagebücher“. Hierzu laden wir den Übersetzer Christa Wolfs ins Russische, Michail Rudnicki, ein. Literaturforum Brecht-Haus o.a. Orts). Prof. Carsten Gansel bereitet einen Band mit dem Briefwechsel und Texten einer Freundschaft zwischen Christa Wolf und Max Frisch vor. Ver-

anstaltungen dazu an einem geeigneten Ort, mit Vorführung einer unveröffentlichten DVD, auf der Christa Wolf 50 Minuten zu Max Frisch spricht. Im Aufbau-Verlag erscheint eine erweiterte Neuauflage des Briefwechsels zwischen Christa Wolf und Brigitte Reimann „Sei begrüßt und lebe. Eine Freundschaft in Briefen und Tagebücher. 1964-1973“ Gregor Stach Mehringdamm 75 10965 Berlin

Ausstellung - Glaskunst in Gorzów

Udo Edelmann - Bildhauer, Glasgestalter, Designer

Udo Edelmann, 1938 in Landsberg a.d. Warthe (heute poln. Gorzów Wielkopolski) geboren, ist einer der bedeutendsten deutschen Studioglaskünstler seiner Generation. Zu seinem eindrucksvollen Oeuvre als Bildhauer, Glasgestalter und Designer kommt ein breit gestreutes Engagement als Ausstellungsmacher, Ausbilder und Impulsgeber für die deutsche und internationale Glasszene hinzu.

Sein Lebenslauf ist typisch für viele Angehörige seines Jahrgangs: Der Vater fiel noch kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs, die Mutter flüchtete mit zwei kleinen Kindern aus der zerstörten Heimatstadt Landsberg über Berlin, Rügen und Lübeck-Travemünde und fand schließlich im schleswig-holsteinischen Trappenkamp eine Bleibe. In dieser Flüchtlings- und Vertriebenensiedlung, die auf dem Gelände eines ehemaligen Marinesperrwaffenarsenals entstanden war, kam Udo Edelmann zum ersten Mal mit dem Werkstoff Glas in Berührung, dessen Faszination

ihn ein Leben lang begleiten sollte: In Trappenkamp hatten sich bis 1948 etwa 850 Menschen angesiedelt, davon etwa die Hälfte Sudetendeutsche, die mehrheitlich aus Gablonz kamen, wo die Glas- und Schmuckwarenindustrie ihren Schwerpunkt hatte. Die frühen Kontakte zu Glasmachern und anderen Glashandwerkern, die aus dem Sudetenland, Schlesien und Rumänien stammten, waren für das Kind und den Heranwachsenden prägend und bestimmten seinen Werdegang.

Um sich einen professionellen Zugang zum Glas zu eröffnen, nahm Udo Edelmann erst ein Chemie- und Technikstudium auf und absolvierte dann eine Ausbildung an der Staatlichen Glasfachschule Rheinbach; hier übernahm er später einen Lehrauftrag. Eine entscheidende berufliche Station war die Ichendorfer Glashütte, in die er 1970 eintrat und wo er schnell vom Direktionsassistenten zum technischen Direktor aufstieg. In Ichendorf entwickelte er neben Direktor Rudolf Penkert die Designli-

nie des Unternehmens. Eine besondere Herausforderung waren die experimentellen Rekonstruktionsversuche antiker Rippenschalen und Fadengläser, zu denen Edelmann herangezogen wurde. So lernte er den renommierten Archäologen Prof. Otto Doppelfeld kennen und durfte die ersten originalgetreuen Nachschöpfungen antiker Gläser aus dem Römisch-Germanischen Museum Köln entwickeln. Daneben wurde Edelmann mit dem Aufbau und Leitung einer überbetrieblichen Ausbildungsstätte für sämtliche Glasberufe in Kassel betraut. Drei Jahre lang (bis 1983) leitete er in Immenhausen die Sommerschule, die von der Glashütte Süßmuth – sie stammt aus dem schlesischen Penzig, von wo Firmengründer Richard Süßmuth vertrieben worden war, – und der Süßmuth-Mitarbeiter-Stiftung veranstaltet wurde.

Edelmann ging für ein zweijähriges Praktikum ins Glasland Schweden. Später übernahm er Planung und Baubegleitung einer größeren Glasfabrik für

die VR China in Guangzhou (Kanton) sowie weitere Beraterfunktionen in Guatemala und Portugal, für die er Designentwürfe entwickelte. Auch später, in den 90-er Jahren, erhielt er Gelegenheit, seine pädagogischen Fähigkeiten einzusetzen: Seit Anfang der 90-er Jahre arbeitete er mit seinen drei portugiesischen Assistenten wiederholt in der „Mundglashütte Harzkristall“ in Derenburg/Harz. Die Glashütte war praktische Ausbildungsstätte für Kunststudenten aus Berlin, Hildesheim und von der schon zu DDR-Zeiten renommierten „Künstlerschmiede“ Burg Giebichenstein bei Halle. Hier konnte Edelmann den Studenten viel von seiner Erfahrung mitgeben.

1981 organisierte er in Kassel die parallel zur Bundesgartenschau gezeigte Ausstellung „Glaskunst 81“, neben dem Coburger Glaspreis ein Meilenstein der internationalen Studioglasbewegung. Der große Einfluss dieser Schau liegt nicht zuletzt darin begründet, dass es gelungen war, junge Glaskünstler diesseits und jenseits des Eisernen Vor-

hangs zusammenzuführen. 1982 ließ sich Udo Edelmann in Rheinbach nieder und eröffnete zusammen mit seiner Frau Chris auf dem Gelände des ehemaligen Rheinbacher Wasserwerks das „Glashaus am Wasserturm“. Der Studioglasofen blieb bis 2005 in Betrieb. In Rheinbach entstanden freie künstlerische Arbeiten, wobei gelegentlich auch Glaskünstlerkollegen für einen begrenzten Zeitraum mitarbeiteten und sich ein fruchtbarer künstlerischer Dialog entspann. Daneben legte das „Glashaus am Wasserturm“ eine eigene Studio- bzw. Designlinie auf, die von Chris Edelmann wesentlich beeinflusst wurde.

Überregional beachtet wurden die vorweihnachtlichen Ausstellungen, zu denen er nicht nur Kollegen aus der internationalen Glasszene (bzw. deren Arbeiten) nach Rheinbach holte, sondern auch namhafte Designer (wie z.B. Prof. Heinz Oestergaard), deren Entwürfe er in Glas umsetzte. Mit diesen Ausstellungen, die oft von öffentlichen Workshops und Vorführungen in der Hütte

begleitet waren, eröffnete er vielen Besuchern den Zugang zum Glas, gab mannigfaltige Impulse und regte zahlreiche Glassammlungen an. Dass sich Rheinbach den Ruf einer „Glasstadt“ erworben hat, ist nicht zuletzt auch dem künstlerischen Schaffen und den vielfältigen Aktivitäten Udo und Chris Edelmanns zu verdanken.

Udo Edelmann nahm an allen wichtigen internationalen Studioglas-Ausstellungen teil, zahlreiche Arbeiten befinden sich in öffentlichem Besitz. Die Ausstellung, die vom 22. April bis 29. Mai 2016 in Gorzów Wielkopolski (Muzeum Lubuskie im. Jana Dekerta), gezeigt wird und am 12. Juni 2016 nach Rheinbach kommt, wo sie bis zum 28. August im Glasmuseum zu sehen ist, gibt einen umfassenden Überblick über Edelmanns freie künstlerische Arbeiten und über sein Schaffen als Designer.

Dr. Ruth Fabritius
Glasmuseum Rheinbach mit
Sammlung Mülstroh
Himmeroder Wall 6
53359 Rheinbach

Malerfiguren an der Kladowbrücke



Stehende Figur: Ernst Henseler (Wepritz 1852 – Berlin 1940),

Sitzende Figur: der polnische Landschaftsmaler Jan Korcz (1905 – 1984, seit 1945 in Gorzów), hinten stehend Henseler.

Foto von Korcz ist von Bartosz Nowak.

Die Figuren wurden 2010 von Zofia Bilinska geschaffen, finanziert von Jerzy Synowiec. Matthias. Lehmann, Trier



Brahtz-Denkmal beschädigt

Heute erfuhr ich durch Zufall (über Facebook) von Herrn Robert Piotrowski, dass man bereits im Herbst vergangenen Jahres die Bronze-Plaketten vom Gedenkstein (und auch anderen Steinen) meines Urgroßvaters "Egomet Brahtz" gestohlen hat.

Die Polizei hätte die Sache verfolgt, – jedoch ohne Ergebnis.

Joachim Seidlitz

Burgweg 33

34537 Bad Wildungen

Tel.: 05621-960007



Vertrauen und Achtung, das sind die beiden unzertrennlichen Grundpfeiler der Liebe, ohne welche sie nicht bestehen kann.

Heinrich von Kleist

Wege zueinander

Beisetzung deutscher Kriegstoter in Stare Czarnowo/Polen

Wie in den Vorjahren war bei der Einbettung in Stare Czarnowo eine Andacht geplant.

Mehr als 1 300 deutsche Tote des Zweiten Weltkrieges werden am 16. Oktober auf der deutschen Kriegsgräberstätte in der polnischen Gemeinde Stare Czarnowo beigesetzt. Der Ort liegt südlich von Stettin. Der Friedhof gehört zum Ortsteil Glinna und ist eine von 13 Kriegsgräberstätten, die der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge zwischen 1991 und 2003 in Polen errichtet hat.

Es ist eine kleine Zeremonie mit Andacht und Musik geplant, zu der auch Familienangehörige der Kriegstoten erwartet werden.

Unter den Toten sind gefallene Soldaten und getötete Zivilisten, auch Opfer eines NKWD-Lagers. Vom Volksbund beauftragte polnische

Suchgruppen haben die Gebeine im Laufe des Jahres in den nördlichen und westlichen Regionen des Landes geborgen, in den Woiwodschaften Westpommern, Kujawien-Pommern, Pommern, Lebus und Großpolen. Die in den anderen Landesteilen geborgenen deutschen Weltkriegstoten werden auf anderen Kriegsgräberstätten im Süden und Osten Polens beigesetzt. Insgesamt haben die polnischen Mitarbeiter des Volksbundes in diesem Jahr etwa 2 000 Tote exhumiert.

Unter den Toten waren auch die Opfer von Brenkenhofsbruch. Gemeinsam mit anderen zivilen Toten wurden Sie

in Block 19 beigesetzt, der für zivile Tote reserviert ist. Hier insgesamt 79 Tote. Die Toten, die als Soldaten identifiziert werden konnten oder bei denen nicht zu erkennen war,



Pastor Bernhard Riedel (li.) und Militärpfarrer Stephan Lorek bei der Andacht (Block 11, wo 1.342 Tote beigesetzt wurden)

ob sie Soldaten oder Zivilisten waren, wurden in Block 11 beigesetzt, insgesamt 1.342. Bis zu 200 Menschen hatten sich an diesem Tag auf der Kriegsgräberstätte eingefunden, um den Toten das letzte Geleit zu geben. Einige Fa-

milienangehörige waren gekommen, darunter auch drei Angehörige, die Verwandte unter den Brenkenhofsbrucher Toten haben

Unter ihnen freiwillige Helfer von der deutschen Minderheit in Stargard, der Pomernchor aus Pasewalk, der Sedinachor aus Stettin. Der deutsche Honorarkonsul aus Stettin war anwesend, dessen russischer Kollege, ein Vertreter der Woiwodschaft, eine Delegation des multinationalen Korps Nordost aus Stettin



Beisetzung in Block 11: 79 zivile Tote finsen hier ihre letzte Ruchstätte, darunter auch die Toten aus Brenkenhofsbruch.

unter Leitung von General Lutz Niemann sowie eine Klasse der regionalen Schule aus Löcknitz. Pastor Bernhard Riedel aus

Penkun und Militärpfarrer Stephan Lorek aus Neubrandenburg gestalteten die Andacht.

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
Bundesgeschäftsstelle
Fritz Kirchmeier, Pressereferent

Tel.: 05 61 - 70 09 - 1 39
Fax: 05 61 - 70 09 - 2 85
Werner-Hilpert-Str. 2
34112 Kassel

E-Mail: [presse\(at\)volksbund.de](mailto:presse(at)volksbund.de)

Internet: www.volksbund.de

Vietz

Liebe Freunde und ehemalige Bewohner von Vietz und Umgebung, nun sind es schon wieder 5 Jahre her als wir unsere letzte Sternfahrt nach Vietz hatten.

in einem Artikel zu ersehen der anlässlich unserer letzten Sternfahrt im Kölner Stadtanzeiger erschienen war, und in der Begründung, die zur Verleihung der Ehrenbürgerwür-



Vordere Reihe:

1. von links: Bürgermeister Vietz Andrzej Zablocki
 2. von links: Vorsitzende der Stadtverordnetenversammlung Vietz, Krystyna Sikorska
 3. von links: Vietzer Ehrenbürger Kurt Rajchowicz neben seiner Frau
- Zweite Reihe: links: vierter deutscher „Wohltätiger Bürger“ Vietz Ulrich Schroeter †.

Inzwischen ist auch der Bürgermeister Herr Zablocki nach 24 Jahren abgelöst worden. Aus diesem Anlass habe ich mich mit dem folgenden Brief nochmals für die gute Zusammenarbeit bedankt. Was wir erreicht haben war auch

de der Stadt und Gemeinde Witnica für mich führte. Ich wünsche nun allen Freunden ein gesundes Jahr 2016. Mit heimatlichen Grüßen
Euer Kurt Rajchowicz
Henri Dunant Str. 16
50374 Ertstadt

Auszug aus der Begründung zur Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Kurt Rajchowicz

.....
Herrn Kurt Rajchowicz kommen große Verdienste im Annäherungs- und Verständigungsprozess zwischen Polen und Deutschen zu. Er vermochte es hervorragend, die von den ehemaligen, deutschen Bewohnern dieser Region empfundene Sehnsucht nach der Heimat ihrer Kindheit mit der Achtung vor all jenen Polen zu verbinden, die nun für diesen Landstrich die Verantwortung tragen. Mit seiner Einstellung zeigte er, dass die infolge des 2. Weltkrieges geänderte Ordnung keineswegs ein Hindernis bei der Aufnahme und Pflege freundschaftlicher Kontakte zwischen Deutschen und Polen darstellt. Mit seiner Tätigkeit und seiner Lebenseinstellung half er vielen hier lebenden Polen, die Sehnsucht der deutschen Einwohner des heutigen Witnica nach den Stätten ihrer Kindheit und Jugend zu verstehen. In seiner Tätigkeit wandte er sich

stets mit Hochachtung an die Bürger Witnicas, und diese Grundhaltung gibt er ebenso an seine Landsleute weiter. Herr Kurt Rajchowicz initiierte und organisierte Begegnungen der ehemaligen Bürger von Vietz und Balz, die seit 1993 unter dem Motto „Vietzer Sternfahrten“ stattfinden.

....

Das Engagement des Ehrenbürgers beschränkt sich jedoch nicht einzig auf immaterielle Güter. Herr Kurt Rajchowicz initiierte zahlreiche Projekte, die die Mentalität vieler Polen und Deutsche zu ändern vermochten; ebenso widmete er sich Vorhaben, die der Gemeinde einen außerordentlichen materiellen Nutzen einbrachten. Diese können heute zum Beispiel in den lokalen Kultureinrichtungen, in Parks und Kirchen sowie auf Plätzen und Friedhöfen in Augenschein genommen werden. Zu diesen erfolgreich umgesetzten Projekten dürfen gezählt werden:

- Initiative zur Umsetzung eines gemeinsamen Vorhabens zur Instandsetzung und Restaurierung der Sauer-Orgel in der Witnicher Pfarrkirche (1996). Im eigens hierfür begründeten Komitee waren die drei an der Umsetzung des Vorhabens beteiligten Partner, die Pfarrgemeinde Witnica, die Kommunalverwaltung der Stadt und Gemeinde sowie die Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/Warthe gleichrangig vertreten und trugen zu gleichen Teilen die Kosten für Instandsetzung und Restaurierung....

- Übergabe einer Spende in Höhe von 5.000 DM zur Renovierung des Daches der Gelben Villa in Witnica während des Treffens der Bunde-

arbeitsgemeinschaft Landsberg/Warthe Stadt und Land auf Initiative der ehemaligen Einwohner von Vietz und Balz (1998).

- Übergabe einer von Kurt Rajchowicz erworbenen, mit kunstvollen Beschlägen verzierten Truhe aus der Zeit Ende des 18. Jahrhunderts anlässlich der Verlegung der Heimatstube einschließlich seiner Exponate in die renovierte Gelbe Villa (2000).

- Enthüllung eines Gedenksteins auf dem Platz der ehemaligen, in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts abgerissenen Synagoge auf Initiative Kurt Rajchowicz, die von der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/Warthe finanziell unterstützt wurde (2001).

- Übergabe eines modernen Computers seitens der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/Warthe an den Vorsitzenden des Freundeskreises Witnica e.V. auf Bemühungen von Kurt Rajchowicz hin (2002).

- auf Initiative von Herrn Kurt Rajchowicz finanziert die Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/Warthe den Druck der deutschsprachigen Ausgabe der Broschüre über den Park der Wegweiser und Meilensteine der Zivilisation.

- Anlässlich der 20. Sternfahrt und des Treffens zwischen den ehemaligen und jetzigen Einwohnern der Stadt und Gemeinde Witnica stellte auf Bemühungen von Herrn Kurt Rajchowicz hin die Stiftung Landsberg/Warthe, die die Tätigkeiten der aufgelösten Bundesarbeitsgemeinschaft fortsetzt, Fördermittel für den Kauf von Granitsteinen (zur Befestigung des Platzes,

den die Installation Exodus im Park der Wegweiser einnimmt) sowie für die Deckung der Herstellungskosten der deutschsprachigen Tafeln im Park bereit.

Für sein langjähriges, auf die Versöhnung zwischen den ehemaligen und jetzigen Einwohnern der Stadt gerichtetes Engagement verlieh der Freundeskreis Witnica e.V. Herrn Kurt Rajchowicz im Jahre 1998 die Ehrenmedaille „Wohltätiger Bürger“.

Brief an Herrn Zablocki

Sehr geehrter Herr Zablocki
Vielen Dank für Ihren Brief vom 1.12.14, in dem Sie mir mitgeteilt haben, dass Sie nicht mehr Bürgermeister von Witnica sind. Ich war sehr überrascht. Ich hatte die Absicht, mich in diesem Jahr bei Ihnen persönlich dafür zu bedanken, vor allem auch für die gute Zusammenarbeit in den 20 Jahren. Aber leider war eine so weite Fahrt gesundheitlich nicht zu verantworten. Unsere Tochter und unsere Enkelin wollten uns noch mal nach Witnica fahren, aber die Belastung, vor allem für meine Frau, wäre zu groß gewesen. Ich kann mir Witnica ohne Sie als Bürgermeister gar nicht vorstellen.

Lieber Herr Zablocki, Sie haben Recht, die Zusammenarbeit zwischen uns war einmalig, nicht zu vergessen die Unterstützung Ihrer Mitarbeiter, vor allem von Herrn Kurzawski und unserem Freund Czarnuch. Zwanzig Jahre Zusammenarbeit mit einem Ziel: Vertrauen wieder aufzubauen. Was ist aus einem kleinen Treffen ehemaliger Vietzer 1990 geworden? Ein jährlich wiederkehrendes „Ereignis“ mit dem Namen

„Sternfahrt nach Vietz“. Dank meiner Vorarbeit und der Gastfreundlichkeit der jetzigen Vietzer und ihrer Hilfe ist es zu diesem geworden. Ich konnte die Entwicklung von Witnica verfolgen und jährlich den ehemaligen Vietzern zeigen. Ich habe immer etwas Sehnsucht nach Witnica.

Ich bin stolz Ehrenbürger von Witnica geworden zu sein und eine Anerkennung für meine Arbeit von polnischer Seite bekommen zu haben. Ihnen, Herr Zablocki bin ich zu großem Dank verpflichtet. War doch unsere Zusammenarbeit zielorientiert, immer freundlich, hilfsbereit und unkompliziert.

Es bleibt nur noch die Erinnerung an die wirklich schöne Zeit bei den Besuchen in Witnica.

Ich wünsche Ihnen alles Gute, ebenfalls Ihrer Frau

mit den besten Grüßen
Kurt Rajchowicz

Gemeinsame Konzerte

von 2 Partner-Orchestern

Nordwestdeutsche Philharmonie, Herford - Orkiestra Filharmonii Gorzowskiej , Gorzów Wlkp.

Am Freitag, den 5. Februar 2016 reisten Musiker der Herforder Nordwestdeutschen Philharmonie nach Gorzów Wlkp./Landsberg (Warthe), und am 7. Februar 2016 kamen polnische Orchestermitglieder in die Partnerstadt Herford. Schon zum wiederholten Mal taten sich die beiden Orchester zusammen, um für das Publikum gemeinsam zu musizieren.

Auf dem Programm standen Werke von Henryk M. Gorecki - Drei Stücke im alten Stil, Wolfgang Amadeus Mozart - Vio-

linkonzert Nr. 3 G-Dur KV 216 und die Sinfonie Nr. 41 C-Dur KV 551, die „Jupiter-Sinfonie“ sowie Frederic Chopin mit dem Präludium e-moll op. 28 Nr. 4 für Streicher.

Die Solistin des Violinkonzerts war Eugenia Graur, Dirigentin war Monika Wolińska.

Beide Konzerte waren ein großer Erfolg.

Der Kurator der Stiftung Brandenburg hat mit seiner Frau am 07.02. das Konzert in Herford besucht.

Die volle Kirche „St. Marien auf dem Berge“ (Herforder Stiftskirche) bildete einen

wunderschönen Rahmen für die Musik.

Der Landrat des Landkreises Herford und der stellvertretende Bürgermeister der Stadt bedankten sich herzlich bei der Stiftung Brandenburg für die mit Zustimmung des Stiftungsrats geleistete finanzielle Unterstützung dieses so besonderen Projektes.

Der Kurator machte darauf aufmerksam, dass die Unterstützung aus Spenden für kulturelle Zwecke der ehemaligen Landsberger finanziert wird.

I. Schellhaas

Städtepartnerschaften

Städtepartnerschaften zwischen deutschen und bis 1945 deutschen, jetzt polnischen Städten in Ostbrandenburg

Heimatkreise haben schon bald nach der Wende Partnerschaften (es ist die Rede von Partner- nicht von Patenschaften) zwischen ihren deutschen „Paten“städten und Städten in Ostbrandenburg vermittelt. Diese Partnerschaften bestehen überwiegend auf der Ebene der Stadtverwaltungen, aber einige auch auf der Landkreisebene.

Sie werden unterschiedlich ausgefüllt, vorwiegend im Bereich von Erfahrungsaus-

tausch, Beratungen, gegenseitige Hilfen (z.B. in der Frage der Pflege von Friedhöfen, Gedenkstätten), Sachspenden (z.B. für Waisenhäuser und/oder Alten-/Seniorenheimen, Feuerwehr-, Sanitätsautos u.a.m.) und, ganz wichtig, in der Jugendarbeit: gegenseitige Besuche von Schülern, vornehmlich im kulturellen Bereich - Kunst, Musik, Gesang, Sport -. Diese Aktionen im Miteinander von Schülern erweisen sich als sehr fruchtbar.

Trotz der teilweise erheblichen Sprachbarrieren lernen die Schüler (manchmal mit Hilfe von Dolmetschern bzw. mehrsprachigen Lehrern) einander kennen, sie tun etwas gemeinsam in den oben beschriebenen Bereichen, sie erfahren von dem Alltag der anderen, sie verbringen z.B. die „freie“ Zeit mit kleinen Wanderungen in die Umgebung, Besichtigungen, Spielen, Lagerfeuer, Singen, Tanzen.

Alle diese Aktivitäten sind dazu

angetan, vorurteilsfrei, frei von „politischen“ Vorgaben, den Jugendlichen das Interesse am Anderen, an der anderen oder eben nicht anderen Kultur zu wecken, die Altersgenossen kennen zu lernen und auch Freundschaften zu schließen. Nun hängt ein großer Teil des Wirkens der Partner von den Personen ab, die die Kontakte in den jeweiligen Städten umsetzen und Aktivitäten in Gang bringen. Das ist manchmal schwierig, wenn sich bei Neuwahlen einer Stadt- oder Ortsverwaltung eine ganz neue

personelle Zusammensetzung ergibt. Es hat sich als sehr sinnvoll erwiesen, wenn in den jeweiligen Partnerstädten/gemeinden ein sogenannter unabhängiger Partnerschaftsbeauftragter tätig ist. Manchmal hat auch - z.B. eine deutsch-polnische Gesellschaft - oder ein entsprechend gegründeter oder bestehender Verein einen solchen „Partnerschaftsbeauftragten“ unter seinen Mitgliedern.

Solange ein Heimatkreis besteht, wird er sich aufgrund seiner jahrelangen Besuche

im früher deutschen Ort auch für die Partnerschaft aktiv einsetzen. Was aber ist, wenn - wie schon geschehen - Heimatkreise ihre Pforten aus welchen Gründen auch immer schließen?

Da die Partnerschaften durch einen Vertrag zwischen zwei Kommunen besiegelt sind, freuen sich die Heimatkreise dass die so entstandenen Verbindungen weiter bestehen, auch wenn die Heimatkreise nicht mehr mitwirken.

IS

Aus Brandenburgkurier 1/2016

Aus der Geschichte unserer Heimat

Kinderjahre in Landsberg/Warthe

Fortsetzung aus Heft 50/Juni 2015

Mutti packte an diesem Morgen des 30. Januar 1945 noch zwei große Taschen mit etwas Kleidung und ein paar Lebensmitteln - wir wussten ja nicht, was kommen würde -, steckte aber leider überhaupt keine oder nur völlig ungenügende Papiere und Familiendokumente ein, was sich später durchaus als Nachteil erweisen sollte. Wir verließen noch am Vormittag unsere Wohnung und begaben uns ins Erdgeschoß des Vorderhauses. Die dort allein lebende ältere Frau Gritzmann fürchtete sich und hatte uns in ihre Wohnung eingeladen. Mutti war das recht, denn bei eventuellen Bombenangriffen oder einem Artilleriebeschuss saß man im Erdgeschoß doch sicherer als im obersten 4. Stockwerk! Den ganzen Tag über, bis in den Nachmittag

hinein, zogen an unseren Fenstern in der Küstriner Straße geschlagene deutsche Truppenteile vorbei, zum Teil bereits völlig demoralisiert, eben auf einem schon chaotischen Rückzug. Dazwischen immer wieder noch Pferdewagen mit Flüchtlingen, die alle nach Westen strebten. Dann war eine Zeit lang völlige Ruhe auf den Straßen und überhaupt in der Stadt. Etwa gegen 16 Uhr kam es zu kleineren Schusswechseln am östlichen Stadtrand, aber nichts weiter geschah. Wahrscheinlich hatten dort einzelne Einheiten des letzten Aufgebots der Nazis, des „Volkssturms“, insgesamt schlecht bewaffnete „Zivilsoldaten“ und „Hitlerjungen“, Widerstand zu leisten versucht. Gegen Abend erschütterten mächtige Detonationen die Gegend. Wie wir später

erfahren, hatten die letzten Pioniere der deutschen Truppen die Warthebrücken gesprengt. Die besonders in den östlichen Ländern beim deutschen Rückzug angewandte „Taktik der verbrannten Erde“ hatte auch Deutschland selbst erreicht! Wiederum etwas später, zum beginnenden Abend hin, fuhr eine Panzerkolonne vom Stadtzentrum her in schneller Fahrt die Küstriner Straße in Richtung Westen entlang. Mutti und ich waren zu diesem Zeitpunkt aus irgendeinem Grunde auf dem Bürgersteig vor dem Haus in der sonst menschenleeren Straße. Wir waren der Annahme, dass es deutsche Panzer seien, die hier vorbeifuhren. Es hatte ja noch keine Kämpfe und keine weiteren Schüsse in unserer näheren Umgebung gegeben. Wir winkten beide den Pan-

zern zu. Bei einigen Fahrzeugen waren die Einstiegsluken geöffnet und die darin stehenden Kommandanten winkten zu uns zurück. Auf einigen Panzern saßen Soldaten mit ihren Waffen und winkten uns ebenfalls zu. Es hat eine ganze Weile gedauert, bis wir begriffen, dass es sich nicht mehr um deutsche Fahrzeuge und Soldaten handelte, sondern dass wir eine Kampf Einheit der sowjetischen Truppen vor uns hatten. Natürlich beeilten wir uns nun, so schnell wie möglich ins Haus zurückzukehren. Was blieb uns nun weiter übrig, als auf die kommenden Ereignisse zu warten. Jedenfalls kann ich wohl sagen, dass ich zu denjenigen gehörte, die den einrückenden sowjetischen Soldaten zugewinkt haben! Bestimmt haben die Soldaten der Vorausabteilung der 5. Stoßarmee der 1. Belorussischen Front, die zu uns zurückwinkten, auch geglaubt, dass sie hier von der Bevölkerung als Befreier begrüßt wurden. Aber so entstehen die Treppenwitze der Geschichte! Wenn sowjetische Truppen uns Deutsche auch objektiv von den Faschisten befreit haben, so bleibt zumindest in diesem Fall eine solche Annahme der freudigen Begrüßung eine Illusion, denn unser Winken beruhte auf einem einfachen und naiven Irrtum! Die historische Bedeutung der bevorstehenden endgültigen Zerschlagung des deutschen Faschismus hatten wir damals überhaupt noch nicht begriffen. Nach der Durchfahrt der Panzereinheit war wieder eine längere Pause, in der sich nichts auf unserer Straße rührte. Dann kamen die nachfolgenden Truppenteile der sowjetischen Armee. Wenige

Autokolonnen, aber viele lange Züge mit Pferdewagen, den kleinen sogenannten „Panjewagen“, dazwischen lange Kolonnen zu Fuß. Die Soldaten dieser Einheiten hatten relativ viel Zeit, da sie sich oft längere Zeit in den Straßen stauten und nur langsam vorankamen. Im Westen von Landsberg in Richtung Küstrin waren ja noch deutsche Truppenteile auf der Straße, die nördlich und südlich von der Sowjetarmee umgangen worden waren. So manche dieser sowjetischen Soldaten nutzten ihre Zeit und die Marschpausen, um in die umliegenden Häuser zu gehen und sich zu nehmen, was sie für wichtig hielten. Die in Kriegszeiten wohl immer üblichen Plünderungen der verbliebenen Zivilbevölkerung begannen! In jenen Abend- und Nachtstunden vom 30. zum 31. Januar 1945 begann Landsberg an verschiedenen Stellen zu brennen. Christa Wolf kommt in ihren Aufzeichnungen auf diese Ereignisse zurück und schreibt in den „Kindheitsmustern“:
„Bis hierher, an den Nordweststrand der Stadt, haben sich auch die Kämpfe bei Kriegsende, die den Stadtkern zerstörten, nicht hingezogen. Die Häuserverbrennungen, die vorkamen, waren gezielte Aktionen befreiter polnischer Fremdarbeiter, angeführt durch eine gewisse Frau Bender, die den Versuch, einen schwerkranken Sohn mit Hilfe gestohlener Lebensmittelkarten zu retten, im Gefängnis hatte büßen müssen: Sie ließ nach Kriegsende die Häuser der Nazis in der ihr bekannten Wohngegend niederbrennen.“
Diese Aussagen von Christa Wolf, die damals nach ihren eigenen Schilderungen schon

nicht mehr in Landsberg war, sind in verschiedener Hinsicht zumindest ungenau. Wie schon gesagt, stimmt es nicht, dass der Landsberger Stadtkern durch Kampfhandlungen zerstört wurde. Die Kämpfe, die in Landsberg stattfanden, beschränkten sich auf kleinere Schießereien ohne nennenswerte Auswirkungen. Es mag durchaus sein, dass ehemalige polnische Fremdarbeiter wie die erwähnte Frau Bender da und dort Racheaktionen durchgeführt haben. Jedoch brannten nicht nur Häuser stadtbekannterer Nazis! Die Mehrzahl der Brände, durch die nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze Straßenzüge und Wohnblöcke, ja ganze Stadtteile im Zentrum und darüber hinaus fast völlig zerstört wurden, sind von sowjetischen Soldaten gelegt worden, die sich in den Straßen stauten und in die Häuser zum „Organisieren“ gingen und aus Übermut oder Hass- und Rachegefühlen heraus die Feuer legten. Auch wir noch verbliebenen Bewohner des Hauses Küstriner Straße 85 wurden am späten Abend von sowjetischen Soldaten aufgefordert, das Haus zu verlassen. Wir griffen unsere wenigen gepackten Sachen und gingen auf die Straße, der Hauswirt mit seiner Frau und einer Verwandten, eine weitere Familie aus der Mieterschar, das Fräulein Gritzmann und Mutter mit mir. Niemand von den Soldaten tat uns etwas. Aber ich habe zu diesem Zeitpunkt selbst gesehen, wie in die Räume des Tabakgeschäftes im Nebenhaus und in die Fenster der unteren Etage von sowjetischen Soldaten brennende Gegenstände geworfen wurden. Auch das Mietshaus,

in dem wir gewohnt hatten, war nur noch eine rauchende, teilweise noch brennende Ruine, als wir am Nachmittag des nächsten Tages wieder zur Küstriner Straße zurückkehrten. Ähnliches geschah offensichtlich überall im Stadtzentrum und entlang der Durchmarschstraßen der Truppen, und dies nicht nur in Landsberg. Offiziell waren solche Brandschätzungen in der sowjetischen Armee verboten. Aber den Truppenteilen, die nach den Vorausabteilungen als erste in eine Stadt gelangten, wurde offenbar vieles nachgesehen und schließlich wurden solche Ereignisse auch einfach vertuscht. Einige Tage später versuchte die sowjetische Führung in Landsberg, Schuldige für die Brände in der Stadt, die ja viele Tage anhielten und auch immer wieder neu ausbrachen, außerhalb der Sowjetarmee zu suchen. In den Straßen erschienen Plakate in deutscher Sprache, auf denen der faschistische „Wehrwolf“ als der Verursacher der Brände genannt wurde und weitere Brandstiftungen mit sofortigem Erschießen bedroht wurden. Beim sogenannten „Wehrwolf“ handelte es sich um eine Untergrundorganisation, die auf deutschem Boden im Rücken des Gegners Diversionsakte durchführen sollte. Abgesehen davon, dass der „Wehrwolf“ zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht wirklich aktiv war, ist diese Aussage hauptsächlich nur eine Schutzbehauptung der Sowjets gewesen. Vielleicht hat es solche Diversionen tatsächlich auch in Landsberg gegeben, aber insgesamt und nach meinem eigenen Augenschein der Brandlegungen in der Küstriner Straße ergibt sich ein anderes Bild.

Im Ergebnis dieser bewusst gelegten Brände - und nicht infolge von Kampfhandlungen - wurde die Stadt zum großen Teil zerstört. Man kann aus heutiger Sicht die völlig sinnlosen und unnötigen Brandschätzungen verurteilen. Aber man sollte auch daran denken, was vorher deutsche Soldaten besonders in der Sowjetunion und in Polen für Leid und Schaden verursacht und mit der „Taktik der verbrannten Erde“ bei ihrem Rückzug angerichtet hatten.

Der kleine Kreis der Bewohner der Küstriner Straße 85 versuchte nach dem Verlassen des Hauses, möglichst schnell die eigentlichen und zum Teil verstopften Durchmarschstraßen der sowjetischen Truppen zu verlassen. Wir schlugen uns in dieser Nacht auf Umwegen bis an den nordwestlichen Stadtrand durch, wo wir in einer uns völlig fremden Kleingartenanlage Unterschlupf suchten. Es lag recht tiefer Schnee und es war sehr kalt. Gemeinsam wurde eine uns geeignet erscheinende Gartenlaube aufgebrochen, in der wir wenigstens einigermaßen gut, etwas abgeschirmt von der äußeren Kälte, alle zusammen unterkommen konnten. Die Laube war natürlich nicht zu beheizen, aber wir hätten sowieso aus lauter Angst, entdeckt zu werden, kein Feuer gemacht. Mutter hatte zum Glück in einer ihrer Taschen einen großen Räucherschinken eingepackt. Ich weiß nicht mehr, wer uns diesen Schinken - ein Luxus im Jahre 1944/45 - gegeben hatte! Jetzt aber kam er uns sehr zustatten. Wir hatten wenigstens etwas zu essen, denn Brot oder andere Lebensmittel hatte bei dem überstürzten Aufbruch

niemand mitgenommen. Zum Trinken nahmen wir Wasser aus getautem Schnee. So saßen wir die restliche halbe Nacht hindurch. An Schlafen dachte keiner. Wir hörten Lärm aus der Stadt bis auf unsere Höhe, darunter auch immer wieder einmal ein paar einzelne Schüsse. Weiter entfernt dröhnte im Norden und im Westen teilweise heftiges Geschützfeuer. Östlich von uns brannten Teile der IG-Farbenwerke. Wir sahen den immer größer werdenden Feuerschein der brennenden Häuser in der Stadt. Auch am Morgen traute sich zunächst noch keiner von uns, die schützende Laube zu verlassen. So saßen wir hier noch einige Stunden weiter fest. Niemand kam in unsere Gegend. Insgesamt schien es inzwischen in der Stadt ruhiger geworden zu sein, obwohl die Rauchwolken und der Feuerschein weiterhin den großen Stadtbrand anzeigten. Wir entschlossen uns dann aber doch, in die Stadt zu gehen und uns umzusehen. Mutti und ich gingen allein zunächst in Richtung der Küstriner Straße. Wir trafen am Stadtrand auf sowjetische Soldaten, die dort an mehreren Feuerstellen biwakierten und fremde Lieder sangen. Gleich hier bei der ersten Einheit, die wir trafen, gaben uns Soldaten ein ganzes frisches Brot aus einer Feldbäckerei. Auch eine solche Handlung sowjetischer Soldaten gehört zu dem vielfarbigen Geschehen am Ende des Krieges und danach. Aus heutiger Sicht moralische Wertungen etwa nur negativer Art vornehmen zu wollen, geht an der Realität vorbei. Die Wirklichkeit war nuancenreicher, als sie manchmal heute beschrieben wird. Hinzu

kam in unserem Fall, dass es sehr zu unserem Vorteil war, wenn meine Mutter auf Anrede durch sowjetische Soldaten und Offiziere in polnischer Sprache antworten konnte, die die Russen recht gut verstanden. Ich bin sicher, dass diese Beherrschung des Polnischen uns manche komplizierte Situationen in den kommenden Wochen und Monaten leichter überstehen ließ.

Wir kamen unbehelligt bis zu unserer ehemaligen Wohnstätte in der Küstriner Straße. Was wir vorfanden – ich hatte es schon erwähnt –, waren nur rauchende, stellenweise noch brennende Ruinen. Die Mehrzahl der Häuser in unserer Straße war abgebrannt. Alles, was wir besaßen, auch wenn es wahrlich keine Reichtümer waren, die sich in unserer Wohnung befanden, war vernichtet. Jetzt hatten wir praktisch nichts mehr! Das Wenige in den beiden Taschen in der Laube war ja kaum nennenswert. Wir gingen, wie vorher verabredet, in die Kleingartenanlage zurück. Hier fanden sich auch die übrigen Hausbewohner wieder ein. Unsere bisherigen Wirtsleute, eine Familie namens Mettich, hatten inzwischen in einer Villenstraße hinter der General-von-Strantz-Kaserne ein völlig leerstehendes Haus entdeckt, das ihnen als neues Domizil zusagte. Aus diesen Häusern eines vornehmen Wohnviertels – zum Teil wohnten dort vorher offensichtlich Offiziere – waren wohl so ziemlich alle Bewohner geflüchtet, denn auch die anderen Häuser der Umgebung standen leer. Unsere Wirtsleute wollten gern, dass wir alle zusammenblieben. Einmal fühlten sie sich – und wir übrigens uns

auch – in der Gemeinschaft und unter Bekannten sicherer, zum anderen rechneten sie ebenfalls mit dem Vorteil der polnischen Sprachkenntnisse meiner Mutter. Also zogen wir gemeinsam los und kamen ohne jeden Zwischenfall an die ausgesuchte Villa. Die hintere Eingangstür wurde aufgebrochen, und schon gelangten wir durch den Keller in unsere neue Unterkunft. Der Einzug in diese Villa erwies sich für etwa die nächsten sechs Wochen als ein ausgesprochener Glücksfall für alle, obwohl es sich auch um eine durchaus zweischneidige Angelegenheit handelte. Einerseits hätten wir es mit der Unterkunft in unserer Situation im Moment nicht besser treffen können, andererseits setzten wir uns aber auch der Gefahr aus, mit den eigentlichen Eigentümern des Hauses verwechselt zu werden, die uns ja völlig unbekannt waren und von deren Rolle in der Landsberger Gesellschaft und unter den Nazis wir nichts wussten. Aber zunächst begann unser Leben unter „sowjetischer Besatzung“ und geltendem „Kriegsrecht“ trotz des Verlustes unseres Habe nicht ungünstig. Aber in was für ein Haus waren wir da geraten? Für uns schien unser Domizil ein Stück Schlaraffenland zu sein, eine Oase in der Wüste. Die ganze Einrichtung deutete auf eine begüterte Familie hin, die in die nazistischen Strukturen gut eingebunden war und über Möglichkeiten und Beziehungen verfügte, sich mehr als ausreichend zu versorgen. Lebensmittel waren in größeren Mengen vorhanden. Die Kammern und Kellerräume waren voll mit Eingewecktem: ganze Regale voller Fleisch-,

Gemüse- und Obstgläser. Mehl und Zucker gab es gleich sackweise. Kartoffeln waren reichlich da. Kaffee – eine enorme Mangelware – und Tee in Überfluss. Überhaupt alles, was man in einer Küche für gutes Essen brauchen konnte. Im Keller lagen ausreichend Kohlen für die Heizung. Wir begannen dort tatsächlich zu leben wie die Made im Speck, es mangelte uns an nichts, völlig paradox zu der elenden Situation um uns herum, zum Hunger, zu Krankheiten, die sich sehr schnell überall ausbreiteten. Mit Sicherheit war es uns in der Kriegszeit noch nie so gut gegangen wie an den Tagen in dieser Villa, und das nicht nur auf die Verpflegung bezogen. Ballenweise befanden sich in dem Haus verschiedene Stoffe, die ja eigentlich nur auf Bezugsschein und überhaupt immer weniger und zum Teil gar nicht zu erhalten waren. Kurz und gut, es war ein Bonzen- und Schiebernest, in das wir da geraten waren, das sicher einer der Nazigrößen der Stadt gehörte. Mutti hatte mit mir ein Zimmer im ersten Stock bezogen, von dem man bis zu den neuen Kasernen auf der Höhe der Wepritzer Berge sehen konnte. Gleich in den ersten Tagen kam ein Angriff deutscher Sturzkampfflieger („Stuka“ genannt) auf die Ausfallstraße, die an diesen Kasernen vorbeiführte, und trotz des Krachens der Bomben, des Heulens der Flugzeuge im Sturzflug und des Ratterns eines russischen Maschinengewehrs auf einem Auto auf der Straße vor unserem Domizil stand ich fasziniert am Fenster und betrachtete das kriegerische Schauspiel, bis mich Mutter voller Schrecken

wegriss. Es war meiner Erinnerung nach das einzige Mal, dass nach der russischen Besetzung noch einmal deutsche Flugzeuge über Landsberg erschienen.

Die nächsten Tage waren widersprüchlich. Auf der einen Seite das „wohlhabende“ Leben in der neuen Unterkunft und auf der anderen Seite die äußeren Eindrücke und Erfahrungen. Ich weiß nicht mehr, was wir eigentlich dort wollten, aber Mutter ist mit mir mehrfach in die Innenstadt gegangen. Schon das war ein Abenteuer. Wir liefen durch Straßen, an denen die Häuser in Flammen standen, ganze Häuserblöcke brannten tagelang. Das war ein für uns noch nie gesehenes Ereignis! In den ruhigeren Straßen befanden sich sowjetische Soldaten mit ihren Fahrzeugen. Ganz junge Soldaten, wahrscheinlich Kadetten, die auf gefundenen bzw. gestohlenen Fahrrädern ihre ersten Fahrversuche unternahmen. Soldaten, die uns anhielten, die Arme zeigen ließen und nach „Uhri“ fragten, Armbanduhren waren begehrte Beutestücke. Sonst ist uns auf diesen Stadtgängen niemals etwas passiert. Im Gegenteil, von den Feldküchen, die da und dort Verpflegung an die Soldaten austeilten, haben wir auch immer wieder Brot bekommen. Gerade Brot fehlte ja in unserem „Schlaraffenland“.

Auch sonst war die Naivität unserer „Wohngemeinschaft“ aus heutiger Sicht haarsträubend. Unmittelbar nach der Besetzung fuhren Lautsprecherwagen durch die Stadt. Die Besatzungsmacht forderte dazu auf, alle Radiogeräte abzuliefern und sie zur Abholung vor den Häusern auf die Stra-

ße zu stellen. Wir stellten auch zwei Geräte, die sich im Haus befanden, auf die Straße.

Im Laufe des Tages fuhr ein Lastwagen vorbei, auf den die Geräte einfach hinaufgeworfen wurden und natürlich beschädigt und unbrauchbar wurden. Die deutsche Bevölkerung von Rundfunksendungen der Nazis abzuschirmen war ja vielleicht ganz richtig, aber die Geräte einfach zu zerstören, war eine sicher völlig unnötige Wertvernichtung. Aber ein kleines Radio, einen „Volksempfänger“, „Goebbels-Schnauze“ im Volksmund genannt, versteckten wir im Keller unter einem Kohlehaufen. Nach einigen Tagen kamen sowjetische Soldaten mit dünnen Eisenstangen und suchten im Hof und Vorgarten und schließlich auch unter den Kohlen im Keller nach versteckten Sachen und fanden natürlich das Radio. Es gab ein großes Palaver, das Radio wurde zerstört. Zu unserem Glück hatte das für uns keine weiteren negativen Folgen. Es hätte aber auch schlimmer kommen können, schließlich handelte es sich um einen Verstoß gegen Befehle der Besatzungsmacht, was zumeist sehr streng geahndet wurde!

Insgesamt spielten sich in den wenigen Wochen, die wir in diesem Haus verbrachten, viele Episoden ab, die aber im Nachhinein manches von ihrer damals empfundenen Tragik verloren haben.

Eines Abends erschienen drei russische Offiziere, die sich insgesamt sehr höflich benahmen und keinesfalls ihre Zugehörigkeit zur Besatzungsmacht hervorkehrten. Sie brachten Kartoffeln, Speck und Brot mit, und natürlich auch Wodka. Offensichtlich wollten sie nur zu

Abend essen, in einer anderen und angenehmeren Atmosphäre als in der Truppe. Die Frauen des Hauses machten die Bratkartoffeln fertig, stellten noch Wurst und Fleisch aus unseren Vorräten auf den großen Tisch im Esszimmer und alle nahmen dort Platz. Aber bevor unsere „Gäste“ selbst zulangen, mussten alle anderen zu essen anfangen – zu groß war doch das Misstrauen den Deutschen gegenüber: die Sachen hätten ja vergiftet sein können! Es war ein insgesamt ruhiger Abend, worüber geredet wurde, weiß ich heute nicht mehr, Mutter machte jedenfalls die Dolmetscherin. Es kam an diesem Abend zu keinerlei Problemen. Lediglich am Ende des Besuches – die Offiziere waren sichtlich angeheitert, da sie den meisten Wodka selber tranken –, fragte mich einer von ihnen in gebrochenem Deutsch, ob mich meine Mutter schlagen würde, denn in Russland kämen Eltern, die ihre Kinder schlagen, „hinter Gitter“! Da ich sagte, dass mich niemand geschlagen habe, gingen sie schließlich, alle offensichtlich zufrieden, wieder zu ihrer Truppe. Insgesamt war dies wohl eine Begegnung der angenehmen Art, wie sie nicht überall in dieser Zeit zustande kam.

Komplizierter war schon eine andere Situation. Wir waren etwa eine Woche in unserem Haus, als am frühen Morgen auf der Eingangstreppe ein älterer deutscher Soldat in Wehrmachtsuniform saß, er war sichtbar krank. Ehe wir ihn ins Haus holen konnten, kamen sowjetische Soldaten vorbei, die den Mann sofort als Gefangenen abführen wollten. Mutter versuchte, den Leu-

ten klar zu machen, dass der Deutsche schwer krank und überhaupt zu geschwächt war, um noch laufen zu können. Nach langem Hin und Her wurde ein Offizier geholt, der sich anhörte, was Mutter zu sagen hatte, sich den deutschen Soldaten betrachtete und schließlich entschied, dass der Mann bei uns bleiben konnte, er würde sowieso bald sterben. Auch hierbei hatten wir alle Glück, denn ebenso gut hätten wir beschuldigt werden können, einen Angehörigen der deutschen Armee verbergen zu wollen. Die Lageeinschätzung durch den Sowjetoffizier bewahrte uns davor, seine Entscheidung war aber auch der Angst der Russen geschuldet, sich selbst Krankheiten an den Hals zu holen. Zwei oder drei Tage wurde der Deutsche in einem Raum des Hauses durch uns gepflegt, aber jede Hilfe kam zu spät. Er hatte Typhus im fortgeschrittenen Stadium und war nicht mehr zu retten. Wir begruben ihn im Garten neben dem Haus. Von den Älteren im Haus wurde nur Mutter zur Arbeit geholt. Unmittelbar an der Straßenecke neben unserem Haus befand sich eine Bäckerei, die von der sowjetischen Armee wieder in Betrieb genommen wurde. Ein älterer Armeeangehöriger, von Beruf Bäcker, war dort zusammen mit zwei jungen russischen Burschen für das Brotbacken zuständig. Mutter musste dort täglich einige Stunden helfen, vor allen Dingen sauber machen und Essen kochen. Der Vorteil für uns war, dass sie dafür Brot für alle im Haus mit nach Hause nehmen konnte. Die Naivität, mit der wir vorübergehenden Bewohner der Villa an ihre ungewohnte

Situation herangingen, zeigt ein weiterer Vorfall, der auch wesentlich größere negative Folgen hätte haben können. In dem Haus befand sich in der oberen Etage ein Zimmer, das abgeschlossen war und zu dem sich auch kein passender Schlüssel finden ließ. Wir hätten die Tür aufbrechen müssen. Aber der Respekt vor dem fremden Eigentum hinderte uns daran. Nach etwa zwei Wochen kamen eines Tages zwei Sowjetsoldaten auf der Suche nach Wertvollem in das Haus, stießen auf die verschlossene Tür und öffneten sie natürlich gewaltsam. Was sie dort fanden, überraschte nicht nur sie, sondern auch uns alle. Offensichtlich waren wir da in ein Haus geraten, dass von einem SS-Führer bewohnt gewesen war. Neben entsprechenden SS-Uniformen befanden sich dort ballenweise beste Anzugs- und Mantelstoffe und weitere Gegenstände, die es in der Kriegszeit für gewöhnliche Menschen überhaupt nicht mehr gegeben hatte. Ferner waren verschiedene militärische Ausrüstungsstücke und eine Pistole vorhanden. Die Soldaten waren äußerst erregt, sie brachten uns als Hausbewohner mit den SS-Sachen in Verbindung. Es gab einen heißen Disput, den Mutter auf Polnisch mit den Russen führte, was aber zunächst nicht zur Beruhigung beitrug. Einer der beiden Soldaten wollte Mutter mit dem Gewehrkolben schlagen, was nur durch die niedrige Höhe der Decke über der Haustreppe verhindert wurde. Schließlich konnte Mutter die beiden doch überzeugen, dass wir rein gar nichts mit den früheren Bewohnern des Hauses zu tun hatten und die Situation

klärte sich. Einer der Soldaten holte einen Offizier, der gleich mit einem Lastwagen kam, das Ganze besichtigte und den Inhalt ausräumen und abtransportieren ließ. Dabei verlief alles ganz friedlich, Mutter konnte wieder ihre polnische Sprachkenntnis einsetzen. Wie gesagt, diese Geschichte hätte aber auch ganz anders enden können.

Nachdem wir etwa bis Ende Februar/Anfang März, also rund vier bis fünf Wochen, in dem Haus gewohnt und sehr gut gelebt hatten, nahm die sowjetische Kommandantur die Villen in der ganzen Straße als Unterkünfte für Offiziere in Beschlag. Innerhalb einer Stunde mussten wir das Haus verlassen. Wir suchten ganz in der Nähe, in einer Nachbarstraße, deren Häuser nicht beschlagnahmt wurden, eine leerstehende Wohnung und brachten in Windeseile alles, was wir nur tragen konnten, zu unserem neuen Aufenthalt: Zwei Säcke mit Fleisch- und Wurstgläsern, mehrere Ballen Stoff und weitere nützliche Dinge. Irgendwann im März wurden wir eines Morgens durch sowjetische Soldaten geweckt. Innerhalb von wenigen Minuten mussten alle arbeitsfähigen Männer und Frauen aus den Häusern auf die Straße und wurden auf Militärlastkraftwagen verladen. Mutter gehörte auch dazu, sie durfte mich Jungen aber mitnehmen. Wir hatten nur die Kleidung, die wir gerade noch passend zur kalten Witterung angezogen hatten. Sonst konnten wir nichts mitnehmen. Wir wussten nicht, wohin es gehen würde. Schließlich stellte sich nach mehreren Stunden Fahrt heraus, dass wir nach Süden in ein Dorf nach

Schlesien gebracht wurden. Dort hatten die Sowjets ein großes Gut in Beschlag genommen und produzierten für ihre eigenen Bedürfnisse. Die aus Landsberg geholten Leute waren nun zwangsverpflichtet, auf dem Gut zu arbeiten. Mutti und ich bezogen in einem der leerstehenden Gutsarbeiterhäuser in einer Art Wohngemeinschaft ein Zimmer, in dem wir ganz gut untergebracht waren. Gekocht wurde in einer gemeinsamen Küche des Hauses für mehrere Parteien. Die russische Leitung des Gutes sorgte für erträgliche Verhältnisse. Verpflegung wurde wenigstens einigermaßen ausreichend geliefert. Mit einer Art Schleuder schoss ich zusammen mit anderen auf die zahlreichen Tauben des Gutes, die unsere Nahrungsmittel ergänzten und in kurzer Zeit in den Kochtöpfen verschwanden. Mutti musste im Kuhstall arbeiten, was auch eine Milchzuteilung brachte. Ich kam halbtägig in einen extra für die Kinder des Gutshofes eingerichteten Kindergarten. Dort erhielt ich eine tägliche Milchration und ein Mittagessen. In der übrigen Zeit des Tages konnte ich das Dorf und den umliegenden Wald erkunden. Mutti hatte im Kuhstall eigentlich keine besonders schwere Arbeit. Ihre Aufgaben bestanden darin, zusammen mit anderen Frauen die Kühe zu füttern und den Stall sauber zu halten. Zum Melken waren andere Frauen eingesetzt. Die Anordnung war, dass die Kühe ständig absolut sauber sein mussten. Entleerte sich eine Kuh auf ihrem Platz im Stall, musste sofort die schmutzige Streu entfernt und neues Stroh ausgebreitet werden. Hatte sich die Kuh evtl. schon in ihre

eigenen Exkremente gelegt, wurde sie umgehend mit warmem Wasser gesäubert. Alle Frauen hatten weiße Kittel bekommen, ohne die sie den Stall gar nicht betreten durften. Ob nun dieser Versuch einer umfassenden Stallhygiene wirklich notwendig war, darf man ruhig bezweifeln. Eines Tages musste Mutti mit einer anderen Arbeiterin mit einem Strohschneider Stroh zerkleinern. Pech war nur, dass sie dabei noch den Daumen unter der Messerschneide hatte! Damit fiel sie für die Weiterarbeit im Kuhstall aus. Weil sie sich polnisch mit den Russen gut verständigen konnte, wurde sie nun als Dolmetscherin beim russischen Arzt eingesetzt. Das war für sie eine leichte Tätigkeit, auch nur am Vormittag. Der Arzt war ein sehr freundlicher Mensch, der sie für ihre Unterstützung sogar bezahlte. Sie erhielt ein paar Mark aus dem neu umlaufenden „Besatzungs-geld“, das für eine längere Zeit gültiges Zahlungsmittel war. Unmittelbar neben der Arztstelle befand sich ein Pferdestall, der von einem russischen Starschina, einem älteren Feldwebel, betreut wurde. Der Starschina war ein herzenguter Mensch, der mir auch das eine oder andere Essen zusteckte. Eines Tages versuchte er mir etwas zu erklären, aber ich konnte ihm ja nicht folgen. Etwas aber blieb bis heute hängen. Er sprach ganz offensichtlich über die Sowjetunion: „Stalin nix gut!“ Etwa acht Wochen müssen wir auf diesem Gut gelebt haben. Anfang Mai kam dann das Kriegsende. Die deutsche Kapitulation am 08. Mai und der „Tag des Sieges“ am 09. Mai 1945 wurden mit Appellen

der russischen Mannschaft auf dem großen Gutshof gewürdigt. Eine Unzahl von Freudenschüssen wurde in die Luft geschossen, die Erleichterung auch der Soldaten und Offiziere über das offizielle Ende des Krieges war deutlich zu spüren. Die zum Dorf und Gut gehörenden Deutschen mussten als Zuschauer an dem Appell teilnehmen. Obwohl mir das damals natürlich nicht so zum Bewusstsein kommen konnte, bleibt immerhin die Tatsache bestehen, dass Mutter und ich eine Feier unmittelbar zum Ende des Zweiten Weltkrieges und damit zum ersten „Tag der Befreiung“ vom Faschismus erlebten, was mit Sicherheit die meisten Deutschen nicht von sich sagen können!

Aus welchen Gründen auch immer, noch im Mai wurde den aus Landsberg und anderswo herangebrachten deutschen Arbeitskräften die Rückkehr in ihre Heimatorte gestattet. Die Sache hatte nur einen Haken: zum Gut wurden wir per Lastwagen gefahren, zurück nach Landsberg mussten wir zu Fuß gehen. Und das waren immerhin über 100 Kilometer. Zu Hause wieder angekommen, gingen wir natürlich zunächst in unsere letzte Wohnung. Die Sachen, die aus der zeitweiligen Unterkunft in der „SS-Villa“ stammten, waren noch vorhanden und wurden von uns natürlich mitgenommen. Wir zogen aber in eine neue Unterkunft in einem Hotel in der Küstriner Straße, nur wenige Häuser von der Hausruine weg, in der sich unsere angebrannte Mietwohnung befunden hatte. Hier im Hotelgebäude wohnten Deutsche und inzwischen angekommene Polen nebeneinander. Auch

uns unmittelbar im Flur gegenüber wohnte ein Pole. Wieder bewährten sich die polnischen Sprachkenntnisse von Mutter und auch unser eindeutig polnischer Familienname. Wir kamen gut mit dem Nachbarn aus. Regelmäßig wurde ich von ihm zu einem polnischen Bäcker geschickt, um Brot für ihn zu kaufen. Er gab aber jedes Mal mehr Geld mit, so dass ich auch ausreichend Brot für uns selbst mitbringen konnte. Insofern war diese Bekanntschaft positiv. Wie es weiter gehen sollte, wussten wir nicht. Das Hotelzimmer konnte auf Dauer ja keine Lösung sein. Welche Behörden künftig für uns zuständig sein würden, war uns nicht bekannt. Wir hatten auch keine Ahnung davon, dass bereits auf der Konferenz von Jalta im Jahre 1945 durch die Großmächte der Anti-Hitler-Koalition beschlossen wurde, die Gebiete bis zur Oder und Neiße von Deutschland abzutrennen und dem polnischen Hoheitsgebiet einzuverleiben. Wir ahnten auch nicht, dass die Polen die „zivilisierte Umsiedlung“ der Deutschen, wie sie von den Alliierten eigentlich vorgesehen war und später erst auf der Potsdamer Konferenz im Detail festgelegt wurde, nicht abwarten wollten. So traf uns

die Ende Juni 1945 beginnende plötzliche „wilde“ und heute durchaus von den Polen selbst als „illegale“ Aktion der Vertreibung angesehene Maßnahme unerwartet. Polnische Milizangehörige gingen durch die Häuser und forderten die deutschen Bewohner zum sofortigen Verlassen der Stadt auf. Wir erhielten eine Stunde Zeit, ein paar Sachen zusammen zu packen. Glücklicherweise fanden wir auf dem Hof einen Handwagen. Wir luden von unseren Habseligkeiten auf, was möglich war. Auf der Küstriner Straße hatte sich bereits ein langer Flüchtlingszug gebildet. Viele Leute, die höchstens eine Tasche mit sich trugen, einige, die ein Fahrrad beladen hatten und wenige wie wir, die sogar über einen Handwagen verfügten. So haben wir uns in diesen Treck in Richtung Westen einreihen müssen. Miliz und andere Polen am Straßenrand trieben die Leute an, zumindest bis zur Stadtgrenze kam das häufiger vor. An diesem Tag begann es zu regnen, und auch in der folgenden Nacht, die wir in einem Wäldchen westlich von Landsberg verbrachten, regnete es die ganze Zeit. Die Situation war trostlos. Am folgenden Morgen zog wir wieder bei endlosem Regen in

einem langen Zug in Richtung Oder. Als wir im schwer zerstörten Küstrin ankamen und über eine provisorische Brücke den Fluss überquerten, stand auf der Brücke ein russischer Wachtposten, der immer wieder den Kopf schüttelte und „Gitler kaputt“ sagte. Nachdem wir die Oder überquert hatten, zogen wir weiter in Richtung Seelow, gingen dann aber zunächst mit vielen anderen in das rund sieben Kilometer westlich von Küstrin gelegene Fort Gorgast, in eine alte, nur zum Teil zerstörte Festung, die einst zur möglichen Sicherung der Reichstraße 1 und damit des Zugangs zur Stadt und Festung Küstrin erbaut wurde. Wir fanden im inneren Teil der Kasematten der Festung, es wird die so genannte Mittelkaserne gewesen sein, in einem der als Unterkünfte des Militärs gedachten Räume zusammen mit anderen Unterschlupf und konnten unsere Sachen trocknen. Dann machten wir uns wieder mit unserem Handwagen zu Fuß auf den Weg in Richtung Berlin, wo unsere erste große Marschetappe des Flüchtlingsstrecks endete.

Joachim Gasielki
Paul-Abraham-Weg 3
17033 Neubrandenburg

Die Beilage „Die Heimat“ zum General-Anzeiger

Herrn Harry Rusch in Bremen danke ich für Anregung und Hilfe. Er schickte mir eine CD mit Kopien, die sich Herr Olaf Hänsele (Leipzig) vor Jahren im Archiv in Gorzów auf Papier anfertigte. Es handelt sich um die Beilage „Die Heimat“, die in den Jahren 1921 bis 1938 jede zweite Woche der Tagesausgabe des

„Generalanzeigers für die gesamte Neumark“ hinzugefügt wurde. Der „Generalanzeiger“ wird in Bd. 3 (Landsberg) S. 143-148 nur kurz erwähnt. Gegründet 1893, wurde er dem Neumärkischen Wochenblatt/ der Neumärkischen Zeitung ein scharfer Konkurrent. Hierfür entscheidend war der Gedanke der

Beilagen:
Ab 1921 erschienen „Der Gesellige Sonntag“ und „Die Heimat“ im Wechsel, folglich 26 Heimat-Beilagen im Jahr. Das sind für 17 Jahre 442 Beilagen. Mit jeweils 4 Seiten Umfang ergeben sich 1.768 Seiten Lesestoff!
Soweit sind wir allerdings noch lange nicht, denn bislang sind

mit der CD erst 84 Beilagen bekannt, also ein Fünftel. Die Heimat-Beilage erweist sich als ein sogenanntes Rarissimum, denn das Brandenburgische Landeshauptarchiv in Potsdam hat sogar nur 18 Exemplare! Die Beilage ist eine Fundgrube zur Geschichte und Landeskunde sowie zum Brauchtum der Neumark. Seit dem zweiten Kriege gab es darauf keinen Zugriff mehr, weshalb auch das HB keine Übernahmen daraus nachdrucken konnte.

Der Erfolg der Heimat-Beilage ging auf deren Schriftleiter Paul Dahms zurück, vgl. Bd. 2 (Landsberg) S. 160-162. Nach dem ersten Krieg wurde er 1918 Lokalredakteur für den Generalanzeiger und schrieb die täglichen Berichte über das, was in und um Landsberg herum geschah. Daneben verfasste er insgesamt zehn Bücher und ab 1921 zahlreiche Beiträge für die Heimat-Beilage. Eine besondere Quelle seines Schreibens war seine Leidenschaft für Natur, Landschaft und Wildtiere. Sein Glück war die Pacht einer Jagd in den Bergen nördlich von Gennin. Mit dem Tod des gerade 50jährigen im Januar 1939 endete auch die Beilage „Die Heimat“ des Generalanzeigers.

Gewissermaßen als Kostprobe habe ich den kurzen Bericht „Berneuchen“ ausgewählt („Die Heimat“ 1928, Nr. 17). Dieser Ort ganz im Nordwesten des Landkreises Landsberg war ein „adeliges Dorf“ mit dem Rittergut der Familie von dem Borne. Die Besitzer betrieben seit 1867 eine be-

rühmt gewordene Fischzucht sowohl für Karpfenbrut als auch für Speisekarpfen (vgl. Bd. 1 (Landsberg) S. 86 f. und S. 233 f.).

Mit seiner einfühlsamen Beschreibung beweist Paul Dahms seine Liebe zur neumärkischen Wald- und Wasserlandschaft. Er ehrt ein Stück unserer unvergessenen Heimat und zugleich sich als ein noch heute lesenswerter Schriftsteller.

Berneuchen

Wer kennt es wohl, dieses stille Dörfchen, ein Stück märkischer Schönheit? Von lieblichen Waldungen umgeben, liegt es friedlich im Grünen; Bimmelbahnstation, die auch noch eine halbe Stunde Fußmarsch vom Dorfe entfernt liegt an der Strecke Küstrin – Soldin. Die Kunststraße führt von der Station direkt nach dem Dorf. Dieser Marsch wird niemandem schwer werden, denn der Weg führt stets durch Wald und zeigt schon hier rechts und links kleinere Teiche, die das Landschaftsbild anmutig beleben. Die ganze Gegend ist reich an Seen und Teichen. Letztere sind zumeist künstlich angelegt durch Ableitung der Mietzel, die den Ort direkt durchschneidet. Viele Teiche dienen einer intensiven Fischzucht. In einem derselben, dicht am wildromantischen Schlosspark gelegen, sieht man muntere Goldfische umherschwimmen. Gar manches hübsche Bild bietet die Mietzel, besonders dort, wo sie sich durch den Park hinschlingelt. Doch wer die Schönheiten Berneuchens recht bewundern will, muss

einen weiteren Spaziergang unternehmen. Nach etwa 25 Minuten gelangt man, der Straße nach Soldin folgend, links an den großen Dessinosee, den Glanzpunkt Berneuchens. Ein entzückendes Bild bietet dieser waldumsäumte, einsame See. Wunderbare Ruhe ringsum. Ab und zu einige Wildenten auf dem Wasser vergnügt umherschwimmend, aufsteigend und nach kurzem Flug wieder einfallend. Selten kennzeichnen die sich auf dem Wasser verbreitenden Kreise das Empортаuchen eines Fisches. Sonst tiefe Ruhe. Weiße Wasserrosen liegen auf dem stillen Spiegel des Sees, und ein leichter Wind streicht durch das dichte Rohr. Klar und scharf zeichnet die Sonne die Kronen der Bäume in dem Wasser wieder. Es ist ein Ort so recht zur inneren Einkehr geschaffen.

Unweit des großen Dessinosee liegt der kleine Dessinosee, der jetzt ganz verkrautet ist. Wer noch Lust zum Wandern spürt, kann auch nach dem Plötzensee weitergehen. Wald und Wasser sind ja der Charakter dieser Gegend. Nicht nur in heißer Sommerszeit sondern auch im Herbst ist es hier schön.

Eingesandt von
Matthias Lehmann,
Waldstr. 63
54329 Konz

Anmerkung der Redaktion: In Heft 6, Seite 32 erschien der Abdruck eines Artikels über Zechow aus der Beilage „Die Heimat“ des Landsberger General-Anzeiger Jahrgang 1933.

Die große Schuld des Menschen ist, dass er in jedem Augenblick die Umkehr tun kann und nicht tut.
Martin Buber,
Österreichischer Religionsphilosoph

Und es gab ein Wiedersehen in der Heimatstadt Landsberg/Warthe.

Im Heimatblatt 44 vom Juni 2012 S. 28 f. stellte ich in meiner Zuschrift „Kinder und Jugendjahre in Landsberg W.“

wir, meine Frau und Tochter (5 Jahre) über den Grenzübergang Pomellen, südlich Stettin, Pyritz, auf der Straße



Karl-Teike-Platz vor 1945

die bange Frage: Werden wir jemals unsere Heimatstadt wieder sehen? Ja, wir haben sie wieder gesehen, wenn auch



und 1964

zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichen Wertungen. So machten wir 5mal eine Tagesfahrt mit dem Auto in den Zeiträumen von 1964 bis 2010 nach L. Sicher kann man in einem Tag, An- und Abreise abgerechnet, nicht allzu viel erkunden. Trotzdem möchte ich meine/ unsere Erlebnisse, Eindrücke und Wertungen hier darlegen. Zur I. Tagesfahrt 1964: Man durfte zu dieser Zeit ohne spezielle Einladung nach Polen einreisen und so fuhren

3 über Marwitz, Merzdorf nach L. Am Ortseingang begegneten wir zuerst Soldaten der polnischen Armee. Links der Straße befand sich die ehemalige Walter Flex Kaserne, rechts ein dazugehöriges Ausbildungsgelände, auf dem Soldaten die Sturmbahn überwinden mussten. Das Stadion existiert noch und dient sicherlich der körperlichen Ertüchtigung der Soldaten. Weiter ging es die Soldinerstrasse (oder wie wir früher sagten, den Galgenberg) hinunter bis

zur Küstrinerstrasse und dann die Richtstrasse entlang bis zum Paradeplatz. Rechts der Straße fehlten viele Häuser, links waren in der Richtstrasse schon wieder viele Neubauten errichtet. Die Marienkirche begrüßte uns, aber der Pauckschbrunnen war nicht mehr zu finden. Auf dem Wege zu unserer Wohnung - Karl Teike-Platz 1 (Vormals Zechowerstrasse 7 bzw. Lindenplatz) erlebten wir eine große Enttäuschung. Schon den Paradeplatz mit seinem Denkmal und den Häusern gab es nicht mehr. Das Kino Ecke Friedbergerstrasse/Zechowerstr., die Häuser Zechowerstr. 1,2,3,5 und Karl Teike Platz 1 und 2 waren dem Erdboden gleich gemacht. Die Konkordienkirche stand einsam in der Landschaft und diente als Orientierungspunkt und ließ erahnen wo unser Haus einmal stand. Ein beigefügtes Foto, aufgenommen Einmündung Theaterstrasse - Ziegelstrasse - Paradeplatz ehemals Bäcker Futterlieb, belegt meine Darstellung. Weiter ging es die Zechowerstrasse entlang, vorbei an der Mittelschule, die ich knapp 4 Jahre besuchte, der Villa Schröder, der katholischen Kirche, dem Krankenhaus, die Lorensdorferstrasse hoch bis zur Alsenstrasse. Hier hatte der Bruder meiner Mutter Ende der dreißiger Jahre ein Häuschen gebaut. Leider war auch hier nichts mehr zu finden. Es war alles platt gemacht. Unser nächstes Ziel war der Friedhof in der Friedbergerstrasse. Wir fuhren die Düppelstrasse hoch (südliche Begrenzung des IG-Farben-geländes) bis zum Friedhof.

Hier erwartete uns die nächste Überraschung. Fehlende, umgestürzte bzw. zerschlagene Grabsteine und ein verwildertes Gelände deuteten auf den ehemaligen Zentralfriedhof an der Friedebergerstrasse hin. Wie sollte ich da das Grab meiner Mutter finden? Die alte Friedhofskapelle stand auch nicht mehr. Die Natur hat 20 Jahre nach ihrer Beerdigung ein Übriges zur Veränderung beigetragen. So ging ich dem Gedächtnis folgend, den Weg von der Kapelle bis zur vermeintlichen Grabstelle und legte dort auf Verdacht meinen mitgebrachten Blumenstrauß nieder. Enttäuscht führen wir die Friedebergerstrasse runter bis zum Schönbachsberg. Das Eckhaus mit der Gaststätte war nicht mehr vorhanden; aber sonst fanden wir alles noch wie früher vor. Weiter ging es in die Innenstadt. Wir parkten unseren Trabbi in der Nähe der Wollstrasse und suchten dort ein Schmuckwarengeschäft auf um ein Andenken zu erwerben. Sprachbarrieren machten unser Ansinnen beinahe zunichte. Leise, hinter vorgehaltener Hand, sagte uns die Inhaberin, dass es streng verboten ist deutsch zu sprechen. Nun war uns klar, warum bisher kein Kontakt mit den polnischen Bürgern zustande kam. Sie veräußerte uns aber einen kleinen Kettenanhänger aus Kupfer in Form eines Kleeblattes als Andenken (damals modern). Ein kleiner Rundgang zur Post und zur Wildwiese im Stadtpark (ehemalige Eisbahn im Winter, jetzt mit Bauschutt zugeschüttet) führte uns wieder zu unserem Trabbi und zwang uns zeitlich zur Heimfahrt auf gleicher Route. Fazit der Reise: Wehmut und zum Teil Enttäuschung überschat-

teten das erste Wiedersehen in der Heimatstadt. Zur 2. Tagesfahrt 1965. Anlass zur 2. Fahrt war der Wunsch meines Vaters, nach Landsberg zu fahren. Auch er wollte noch einmal die Heimat aufsuchen. Wir fuhren die gleiche Strecke wie 1964 (den Grenzübergang Küstrin gab es noch nicht), bogen aber in Beyersdorf ab und fuhren nach Ratzdorf. Hier hatten seine Eltern in Ratzdorf-Ausbau, ca. 500m in nördlicher Richtung vom Dorf entfernt, eine Bauernwirtschaft. Aber vom Gehöft war nichts mehr zu sehen. Wohnhaus, Stall und Scheune waren dem Erdboden gleichgemacht. Ein Wildwuchs an Bäumen, Gestrüpp und Unkraut ließen den Umriss des Areals erkennen. Auch der abzweigende Feldweg in die Rohrlappen, ein sumpfiges Waldgebiet zwischen Beyersdorf und dem Ausbau, trugen zur genauen Standortbestimmung bei. Das Gehöft des Bauern Zeise, 400m entfernt, war ebenfalls nicht mehr sichtbar; aber die Mühle des ehemaligen Müllers Bergmann 300 m rechts von Zeise war in Betrieb und auch die Gebäude um die Mühle waren über die bestellten Felder hinweg deutlich sichtbar. Wir machten kehrt und fuhren von Ratzdorf durch den Wald bergab nach Loppow, die alte Reichsstrasse 1 durch Wepritz nach Landsberg. Der Besuch des Friedhofs war für ihn wie für mich deprimierend, ruhte hier doch seine Frau und meine im Alter von 36 Jahren verstorbene Mutter, deren letzte Ruhestätte nicht mehr auffindbar war. Nach einer Rundfahrt durch die Stadt steuerten wir das bäuerliche Anwesen der Eltern meiner Mutter in Block-

winkel, Ortsteil Liebental an. Durch die Brückenvorstadt, über Rosswiese, Egloffstein, Schönwald erreichten wir Liebental und hielten vor dem Gehöft meiner Großeltern Hermann Marquardt. Als mein Vater auf die Eingangstür zugeing, versammelte sich sofort eine polnische Großfamilie mit Forken und ähnlichem bewaffnet dahinter und sandten uns böse Blicke zu. Hier waren wir keinesfalls gern gesehen. Ich zog meinen Vater in den Traband und nichts wie weg. Die Enttäuschung war groß, gern hätten wir uns das Anwesen noch einmal angeschaut, zumal das Wohnhaus unversehrt und nur ein Teil der Scheune eingefallen war. Mit dem Bemerkten: „Wir fahren nie wieder nach Polen“, traten wir die Rückfahrt an. Anmerkung: Zu diesem Zeitpunkt war uns nicht bekannt, dass die polnischen Bürger aus dem Osten ihrer Heimat vertrieben und hier angesiedelt wurden. Sicher hatte die Familie Sorge, dass da wieder Deutsche kommen und Ansprüche stellen. Diese Erkenntnis kam uns erst später und kann die Erklärung für ihre Haltung seinerzeit gewesen sein. Zur 3. Tagesfahrt 1999 Anlass der Fahrt war auch diesmal das Drängen meines Cousins, Sohn der Schwester meiner Mutter. Auch er, 10 Jahre jünger als ich, wollte gern das Anwesen unserer Großeltern aufsuchen. Als 4jähriger hatte er nur minimale Erinnerungen an Liebental, zumal er in Berlin Spandau geboren, wohnhaft und nur ab und an bis 1944 besuchsweise bei den Großeltern war. So starteten wir mit seinem BMW und unseren Frauen an einem

schönen Spätsommertag zur Fahrt nach Blockwinkel/Liebental, passierten den zu der Zeit schon eröffneten Grenzübergang Küstrin mit einem kurzen Zwischenstopp und Imbiss auf dem Polenmarkt. Eigentlich wollten wir auf der ehemaligen Reichsstrasse 1 über Vietz nach Landsberg fahren, verfehlten aber in Küstrin die Ausfahrt und landeten in Sonnenburg, also südlich der Warthe. Ergo fuhren wir weiter in östlicher Richtung über Kriescht durch herrliche Waldgebiete bis zum Abzweig Waldowstrenk. Von hieraus ging es nordwärts, ebenfalls durch ein langgezogenes Waldstück, bis Blockwinkel zum Gehöft der Großeltern. Vom Motorgerauschkam eine Frau mittleren Alters zu uns zum Tor und auch vom Nachbargehöft kamen jüngere Leute mit Kindern und interessierten sich für uns Ankömmlinge. Neben ein

und Füßen versuchten wir zu erklären, dass unsere Großeltern hier einmal gewohnt haben. Mein Cousin erbat sich die Erlaubnis zum Fotografieren des Gehöftes. Mit dem Bemerkten „Moment“ verschwand die Frau und kam längere Zeit nicht wieder. Wir wollten schon das Auto zur Weiterfahrt besteigen, da sagten die Nachbarn „Foto, Foto.“ Erst wussten wir nicht was sie damit sagen wollten, aber dann kam die Frau zurück und hielt ein kleines, schon leicht vergilbtes 6x6 Foto in der Hand und gab es mir. Dort war ich als 4jähriger im Matrosenanzug vor dem Haus im Jahre 1934 abgelichtet. Leider konnten wir nicht in Erfahrung bringen, ob noch weitere Bilder aus der damaligen Zeit in ihrem Besitz waren. Ich durfte das Bild behalten, war sichtlich gerührt von der Freundlichkeit dieser Frau und wusste im Moment nicht wie ich mich dafür

sehen) verabschiedeten wir uns, fuhren noch zum Bahnhof Plonitz/Blockwinkel, durch das Dorf Blockwinkel über Schönwald, Egloffstein, Rosswiese nach Landsberg. Da mein Cousin keine Beziehung zu Landsberg hatte, war sein Interesse auch nicht sonderlich groß. Wir machten deshalb eine große Stadtrundfahrt mit dem Auto. Die Brückenvorstadt mit der Lutherkirche, der Lützowpark, die Warthebrücke, der Markt mit der Marienkirche, das Volksbad und der Hauptbahnhof waren Stationen unserer Rundfahrt. Die Rückfahrt führte über Wepritz, Loppow, Vietz nach Küstrin, wo wir noch einen Rundgang auf dem Polenmarkt machten. Danach ging es wieder nach Berlin.

Fazit der Reise: Angenehm überrascht, Daumen nach oben! Das kleine Bild nimmt einen würdigen Platz in meiner Fotosammlung ein. Und wie



Abriss und Neubau der Warthebrücke 2006

„Dzien dobry“ unsererseits und einer entsprechenden Entgegung der Frau war es vorbei mit den Sprachkenntnissen auf beiden Seiten. Mit Händen

bedanken sollte. So griff ich spontan in die Briefftasche und gab ihr 20 DM, die sie auch freudig annahm. Mit einem „Do zobaczenia“ (Auf Wieder-

sagt der Landsberger? „Det waren janz patente Leute, hätten wa nich jedacht!“ Wir fahren wieder mal hin. Zur 4. Tagesfahrt 2006 Diese Fahrt hatte eine Vorgeschichte. Sie sei in Kurzfassung erzählt. Im Sommer des Jahres 2005 klingelte mein Telefon. Es meldete sich ein Hans Laskowsky aus Berlin, früher Landsberg Warthe Schönbachsberg 6, und fragte, ob ich denn auch aus Landsberg stamme. Ja wir waren Spielkameraden bis 1945. Die Freude war groß, wir vereinbarten einen Termin zu unserem ersten Treffen, das bei mir stattfinden sollte. Aus gesundheitlichen Gründen

musste er aber absagen und so erfolgte unsere Zusammenkunft zuerst bei seiner Familie. Leider verschlechterte sich sein Gesundheitszustand permanent und so fanden unsere Besuche nur bei ihm statt. Unser Vorhaben, gemeinsam nach Landsberg zu fahren, konnten wir nicht mehr verwirklichen. Leider ist er im Jahre 2010 verstorben. Er erzählte mir von seiner Teilnahme am Tegeler Treffen der Bundesarbeitsgemeinschaft, von den Fahrten nach Landsberg und gab mir die Heimatblätter zum Lesen, die er über einige Jahre gesammelt hatte. Durch ihn erfuhr ich vom Bestehen und der Arbeitsweise der BAG.

So starteten wir, meine Frau und ich, ohne unseren Freund Hans zur 4. Fahrt 2006 nach Landsberg. Anlass war auch der 100. Geburtstag und der

Stadtbild hatte sich schon sehr verändert. Freudig erblickten wir den wieder errichteten Pauckschbrunnen. Am Karl Teike Platz, wo einmal unser Haus stand gibt, es einen neuen Straßenzug der über den ehemaligen Karl Teike Platz hinweg, unmittelbar an der Konkordienkirche vorbei, die Friedebergerstraße überquerend (große Ampelkreuzung) in die Bergstrasse mündet. Ein Neubau wurde unmittelbar neben der Konkordienkirche errichtet (vermutlich eine Kircheneinrichtung). Allerdings gab es das Denkmal von Schleiermacher nicht mehr. In der Grabenmühlenstrasse, auf Höhe der ehemaligen Kaffeerösterei Schwabe, parkten wir unseren Mazda und machten einen Bummel durch die Innenstadt. Erinnerungen wurden wach, Eis aus der italienischen Eisdiele am

Wir konnten die Abrissarbeiten der Gerloffbrücke bewundern. An der Marienkirche vorbei, die Richtstrasse entlang, das Postamt bestaunend, führte uns unser Weg durch die ehemalige Wollstrasse. Der Stadtpark erweckte unser Interesse. Die ehemalige Wildwiese - im Winter Eisbahn - wurde zu einer sehr schönen Parkanlage mit Blumen- und Rosenrabatten gestaltet und der angrenzende Schwanenteich hat nichts an Attraktivität verloren. Die aufgestellten Bänke luden zur Verschnaufpause ein. Schwäne waren nicht zu entdecken, dafür aber jede Menge Stockenten, die von den Kindern junger polnischer Familien mit Begeisterung gefüttert wurden. Auf dem Rückweg zu unserem Auto besichtigten wir die Reste der Stadtmauer. In unmittelbarer Nähe saß eine ältere Frau und bot Blumen



Neugestaltung des ehemaligen Bollwerks

an. Wir kauften einen Strauß Kornblumen- es waren die Lieblingsblumen meiner Mutter- und fuhren zum Friedhof. Überrascht sahen wir am Eingang neben der Friedhofskapelle den Gedenkstein für die hier bis 1945 bestatteten Landsberger. Ein angemessener Platz an dem wir unsere Blumen niederlegten. Besonders zu würdigen ist auch die Umgestaltung des Friedhofs zum Kopernikuspark. Hervorzuheben ist die Blumenanlage mit dem wunderbaren Springbrunnen und den Bänken

64. Todestag meiner Mutter. Wir wählten die kürzeste Strecke über Küstrin, Vietz nach L. Schon hinter Loppow stand das Ortsschild von Gorzów. Wepritz war wohl schon der Stadt eingemeindet. Das

Markt, planschen im Wasser des Pauckschbrunnen, (er war ohne Wasser und wurde im Beckenbereich abgedichtet). Schilder an der Brückenstrasse zeigten an, dass die Warthe nicht überquert werden kann.

zum Verweilen. Interessenthaler fuhren wir die Friedebergerstrasse weiter hinauf bis zur Landesanstalt. Hier ist meine Mutter 5 Tage nach ihrem 36. Geburtstag und 14 Tage nach ihrer Einlieferung

am 18.06.1942 verstorben. Es ist stark zu vermuten, dass sie dem Euthanasiegesetz der Nazis zum Opfer gefallen ist. Einen Beleg gibt es aber nicht. Den Abschluss unserer Tagestour bildete ein Trip nach Zetritz. Hier hatten die Schwiegereltern des Bruders meiner Mutter, Familie Manthei, am Westrand des Ortes, nahe des Warthewalls, eine Landwirtschaft. Das Gehöft war gut erhalten.

Fazit dieser Reise: Landsberg/Gorzów „wie haste Dir jemauert“ wir kommen wieder!

Zur 5.Tagesfahrt 2010:

Lange habe ich überlegt ob wir die Reise noch einmal antreten. Die Jahre sind ins Land gegangen und ich stand kurz vor meinem 80. Geburtstag. Aber ich wollte doch meinen beiden Kindern meine Heimatstadt zeigen. Obwohl es ja nicht ihre Heimat ist, zeigten sie doch reges Interesse. Auf der schon bekannten Route, südlich der Warthe über Kriescht, fuhren wir zu viert an einem schönen Septembertag Landsberg entgegen. In Blockwinkel war unser erster Halt. Im Gehöft war niemand anzutreffen, aber es bot sich ein völlig anderes Bild. Das Wohnhaus war vollkommen saniert. Das Dach war neu gedeckt, moderne Fenster eingesetzt, die Fassade farbenfroh gestrichen, so wirkte das Haus wie ein Neubau. Die halbzerfallene Scheune und Stallungen waren teilweise abgerissen und als Baumaterial für die Instandsetzung der anderen Hälfte verwendet. Nach einem Erinnerungsfoto setzten wir unsere Fahrt nach L. fort. Vieles hatte sich im Vorfeld verändert. Es war eine Umgehungsstraße gebaut mit einer Brücke über die Warthe, die in

einer großen Kreuzung Zechowerstrasse -Lorenzdorferstrasse am Ostrand der Stadt mündete. Wir bogen links ab in die Zechowerstrasse, fuhren am Krankenhaus, an der Villa Schröder, an der katholischen Kirche vorbei und parkten unser Auto auf dem ehemaligen Karl Teike Platz, unmittelbar dort wo unser Haus früher stand. Wir entschlossen uns zu einem Rundgang. Schräg gegenüber befindet sich die Knabenmittelschule, die ich von 1941 bis November 1944 besuchte. Die Zeit schien stehen geblieben zu sein. Äußerlich waren Schulgebäude, Turnhalle und Umfeld in einem Zustand wie zu meiner Schulzeit. Meine Tochter wollte aber mit mir noch mal in die Schule gehen und so betraten wir das Schulgebäude wie früher von der Hofseite her. Es ist heute ein Gymnasium. Voller Hochachtung nahmen wir das Innere der Schule zur Kenntnis. Geschmackvoll dekorierte und gestaltete Flure und Treppenbereiche, peinliche Sauberkeit und Ordnung versetzten uns in Erstaunen. Gerade als wir meinen Klassenraum aufsuchen wollten ertönte das Klingelzeichen zur Pause und lautstark strömten die Schüler in den Schulhof. Wir strömten mit. Gerne hätten wir die Konkordienkirche von innen besichtigt, leider war sie verschlossen. So gingen wir zum Schönbachsberg. Auch hier gab es einige Veränderungen. Während das Vorderhaus der Nr. 6 noch im früheren Zustand war, waren Hinterhaus, Waschküche und Stallungen sowie das angrenzende Eckhaus Nr. 8 abgerissen. Hier präsentiert sich ein modernes 3 stöckiges Büro- und Wohnhaus. Allerdings

war damit die Straße, die den früheren Häuserkomplex umschloss unterbrochen. Auch war ein Teil der Mauer, die den Garten des einstigen Altersheims begrenzte, abgerissen worden. Auf diesem Areal war ein Kindergarten entstanden. Weiter ging es zum Friedhof. Meine Kinder waren sehr angetan von der Gestaltung des Kopernikusparks und dem Gedenkstein mit dem dazugehörigen Lapidarium. Dann ging es wieder in die Innenstadt. Wieder Parkten wir an der Kaffeerösterei Schwabe in der Grabenmühlenstrasse. Das Werktor war entfernt, wir betraten den Innenhof und erblickten in der unteren Etage der Fabrik einen kleinen Lebensmittelmarkt. Es mangelte hier nicht an einkaufsfreudigem Publikum. Vorbei an der „italienischen Eisdielen“ gingen wir die Brückenstraße hinunter zur Warthe und erblickten eine neue Warthebrücke. Baulärm zog unsere Blicke auf den Ostteil des Bollwerks. Die hohe Steinmauer, die die Warthe begrenzte, war in Teilen abgerissen. Terrassenförmige Abstufungen zur Warthe hin deuteten an, dass hier eine schöne Uferpromenade im Entstehen ist. (Sie ist sicher heute schon fertig gestellt.) Da der Tag doch schon etwas anstrengend war, machten unsere Tochter und der Sohn einen Einkaufsbummel durch die Richtstrasse. Meine Frau und ich machten in der Wollstrasse auf einer Bank eine „Siesta“ und beobachteten das rege Leben. Gegenüber war als Kiosk und Information ein Wagen der ersten Straßenbahn Landsbergs aufgestellt. Bevor es aber wieder heimwärts ging durfte eine Fahrt über die neue Warthebrücke nicht fehlen. So

statteten wir gleichzeitig der Brückenvorstadt noch einen Besuch ab. Hier wohnten bis 1945 in der Zimmerstraße die Schwester meines Vaters, Helene Fabian, und eine Cousine meiner Mutter Anni Stahlberg. Abschluss der Fahrt bildete die Besichtigung der Friedensglocke auf dem ehemaligen Musterplatz. Durch die Berichte im Heimatblatt über die Treffen am jeweiligen 30. Januar und dem Läuten der Glocke neugierig gemacht, durften wir diese Sehenswürdigkeit nicht auslassen.

Fazit dieser Reise: Sie war wunderschön, aber auch zugleich die letzte Fahrt. Obwohl die Enkelkinder auch gern Opas Heimat kennen gelernt hätten, traue ich mir mit nunmehr 85 Jahren eine erneute Fahrt nicht mehr zu. Ich werde Gorzów/Landsberg als meine Heimatstadt immer in guter Erinnerung behalten. Wir hoffen, dass das freundschaftliche Verhältnis zu den Polen einen dauerhaften Bestand haben möge. Einen großen Anteil an der Gestaltung der Deutsch

Polnischen Freundschaft in Landsberg/Gorzów hatten die beiden Vorstandsmitglieder der Bundesarbeitsgemeinschaft Frau Ursula Hasse - Dresing und Frau Christa Greuling. Wie ich dem Heimatblatt Nr.51 entnommen habe, sind sie leider nicht mehr unter uns. Auch ich möchte Dank sagen für ihre jahrzehntelange Arbeit und ihren Angehörigen mein aufrichtiges Beileid aussprechen.

Werner Butte
Huronseestraße 80
10319 Berlin

Klassenarchiv

Letzte Folge



Unser Schulausflug

Unsere Klasse traf sich um 9 Uhr mit Rädern an der Kanalbrücke. Von dort fuhren wir den Deich entlang nach Westen. Wir hatten starken Rückenwind und kamen schnell vorwärts. Unterwegs brachen vom Rad von Hubert Jänsch die Pedale ab. An der Abzweigung des Weges nach Karolinenhof machten wir Halt und aßen unser Frühstück. Darauf schlugen wir den Weg nach Karolinenhof ein, dieses Dorf wurde auch wie viele andere in der Zeit Friedrich des Großen angelegt und kamen dann durch Plonitz und Blockwinkel. Diese beiden Dörfer wurden auf Befehl Friedrich des Großen im Jahre 1745 als Vorwerk von Altensorge gegründet. Die Familien, die sich dort ansiedelten, erhielten 1 1/2 Hufen Land geschenkt, außerdem bekamen sie das Holz zum Bau der Häuser und Scheunen unentgeltlich. Nach sieben Freijahren sollten Sie einen Zins von zehn Groschen für den Morgen bezahlen. Die

Kolonie litt aber zuerst durch häufige Überschwemmungen. Dies hörte aber auf, als der Wall fertig gebaut worden war. Blockwinkel ist sehr lang gestreckt und ist ein Straßendorf, siehe Zeichnung nächste Seite. Die Häuser haben Fachwerk und Schilfdächer und sind hufeisenförmig angelegt. Weit entfernt sahen wir das Dorf Derschau liegen. Es wurde 1770 angelegt und nach dem Minister von Derschau benannt. Die Kolonie enthielt 25 Doppelhäuser für 50 Familien, von denen jede 5 Morgen Land erhielt. Die jetzige Gemeinde wurde 1931 aus den aufgelösten Gemeinden Derschau, Leopoldsfahrt und Rodenthal gebildet. In der Nähe von Derschau liegt das Dorf Eulam. Der Name des Ortes, der in früheren Zeiten Ulemb geschrieben wurde, bedeutet „Bruch“, „Siedlung vom Bruche.“ Das Dorf wurde im Jahre 1325 der Stadt Landsberg geschenkt. Im Jahre 1861 zählte Eulam 392 Einwohner in 49 Häusern. Durch die Verwaltungsreform wurde Eulam 1929 mit der kleinen Kolonie Megersdorf vereinigt. – Als wir weiterfuhren kamen wir durch Altensorge. Dies hieß zuerst Glinik, was „Ton, Lehm“ bedeutet. Das Dorf wurde 1319 der Stadt Landsberg geschenkt und bekam als Vorwerk von Landsberg den Namen Altensorge. Dieser Name hat aber mit Sorge nicht zu tun, er ist abzuleiten



von dem Wort Zarge, das bei den Handwerkern "Einfassung" bedeutet. Im Jahre 1763 befahl Friedrich der Große die Umwandlung des Vorwerks Altensorge in ein Dorf. Jeder Ansiedler erhielt 30 Morgen Acker, 12 Morgen Wiese und 1 Morgen Garten und Bauholz, aber er mußte sich das Gehöft selbst errichten. Nach drei Freijahren bezahlte er jährlich 20 Taler. Kurze Zeit darauf trafen wir in der Waldschenke von Altensorge ein, wo uns Jürgen Man-

ger erwartete. Wir machten hier eine längere Rast, einige gingen zum Bestiensee und andere spielten Fußball. Nach einigen Stunden wurden alle zusammengerufen. Als wir angetreten waren, erfolgte eine Besichtigung der Räder und darauf brachen wir auf. Wir fuhren wieder durch Altensorge und dann auf der Landstraße über Kernein und Rosswiese zurück zur Kanalbrücke, wo wir wegraten. Günther Ahrens
Helmut Parowka

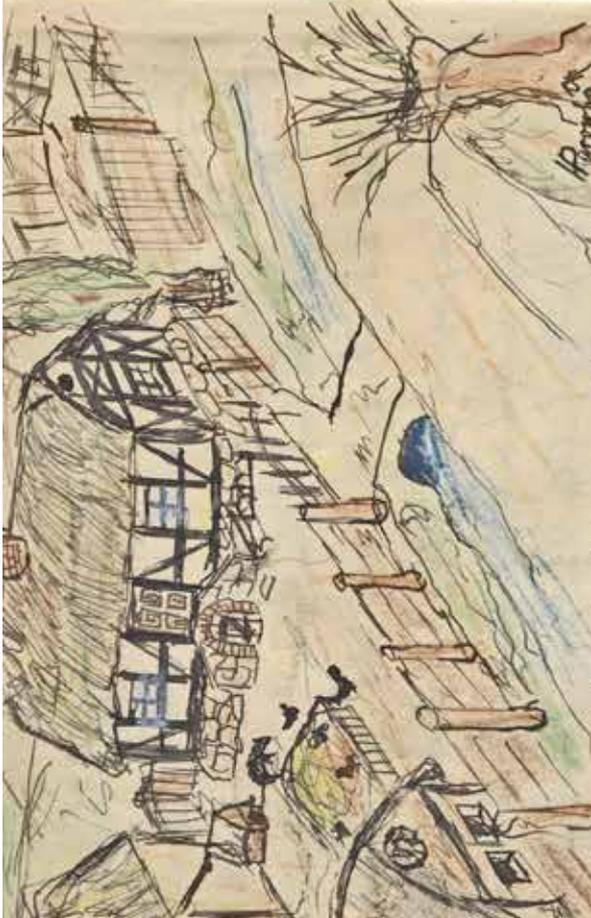
Unsere Klaffe hat sich am 9. Ubr mit Rückkehr
 von der Konvalenzkur. Von dort haben wir die
 Briefverteilung mit Mägen. Die ersten haben
 Rückmeldung mit Romanen schnell gemacht.
 Nachher hat man. Erst am Freitag sind
 die Punkte ab. Die der Organisation der Ma:
 sind noch überaus zufrieden.
 oben unter freistück.



H. Perreke.

Obwohl Klaffen wie die Orga nach Rückmeldung
 von, dieses sind nicht nur von nicht werden
 in der Zeit sind die ersten umgeplant mit
 Romanen dann sind Planung und Herkömmlich. Die
 für diesen über die werden auf der Seite sind
 die ersten in jeder 1945 als Morante von Mann:
 parte organisiert. Die Organisation, die sind dort am:
 bestehen, bestehen 1 1/2 Jahre und gebildet,
 nachher in Balkan sie sind sehr zum den die
 ersten sind überaus nicht glücklich. Das sind
 Organisation stellen sie einen Grund von 10 Personen
 die die Menschen organisieren. Die letzten ist aber
 nicht sind für die Maßnahmen. Die
 für die aber nicht, als die Welt fertig gebaut
 werden war. Aber kein Teil ist sehr langweilig
 und ist die Organisation, viele Organisation müssen
 sein. Die ersten sind für die und Kapitalisten
 sind sind für die Organisation. Nicht mehr

Jahre 1325 der Markt Kumburg gegründet. Im Jahre
 1861 zählte Gütern 392 Einwohner in 49 Höfen.
 Durch die Verwaltungsaufnahme sind Gütern 1929
 mit der kleinen Kolonie Bergdorf vereinigt.
 Als eine weiterführende Kolonie war die Kolonie
 genannt. Die erste Hauptkolonie, war "Lohn, Lohn"
 benannt. Das Dorf wuchs 1319 der Markt Kumburg
 gegründet und bekam als Vorwerk von Kumburg
 die kleine Kolonie. Dieser Name ist aber
 mit Länge nicht zu tun, ist es wahrscheinlich von den
 Worte Länge, ist bei den "Kolonisten" "Kolonisation"
 benannt. Im Jahre 1463 befiel Friedrich der Große
 die Verwaltung der Vorwerk Kolonie in ein
 Dorf. Jahre später erfüllt 30 Dörfern Gütern,
 12 Dörfern Gütern und 1 Dörfern Gütern mit
 Kolonie, aber es wuchs sich das Dorf selbst
 wuchs. Durch 3 Dörfern benannt es jetzt
 ist Kolonie.



haben wir das Dorf Kolonie liegen. Es wurde 1770
 gegründet und war der Kolonie von der Kolonie
 nennt. Die Kolonie erfüllt 25 Dörfern Gütern für
 50 Familien, von denen jede 5 Dörfern Gütern erfüllt.
 Die jetzige Gemeinde wurde 1931 und der Dorf
 Kolonie Gemeinden Kolonie, Kolonie erfüllt und
 Kolonie erfüllt. In der Kolonie von der Kolonie
 das Dorf Gütern. Die Kolonie ist Kolonie, die in
 Kolonie Gütern Kolonie Kolonie Kolonie, Kolonie
 Kolonie. "Kolonie von Kolonie". Das Dorf Kolonie in
 "Kolonie".

Einige Zeit darauf kamen wir in der Nacht
 von Ellendroppe in, vor uns sahen Mauerwerk
 stehen. Wir wurden hier von einigen
 einem jungen man befragt und antwortete
 ihnen die Frage.



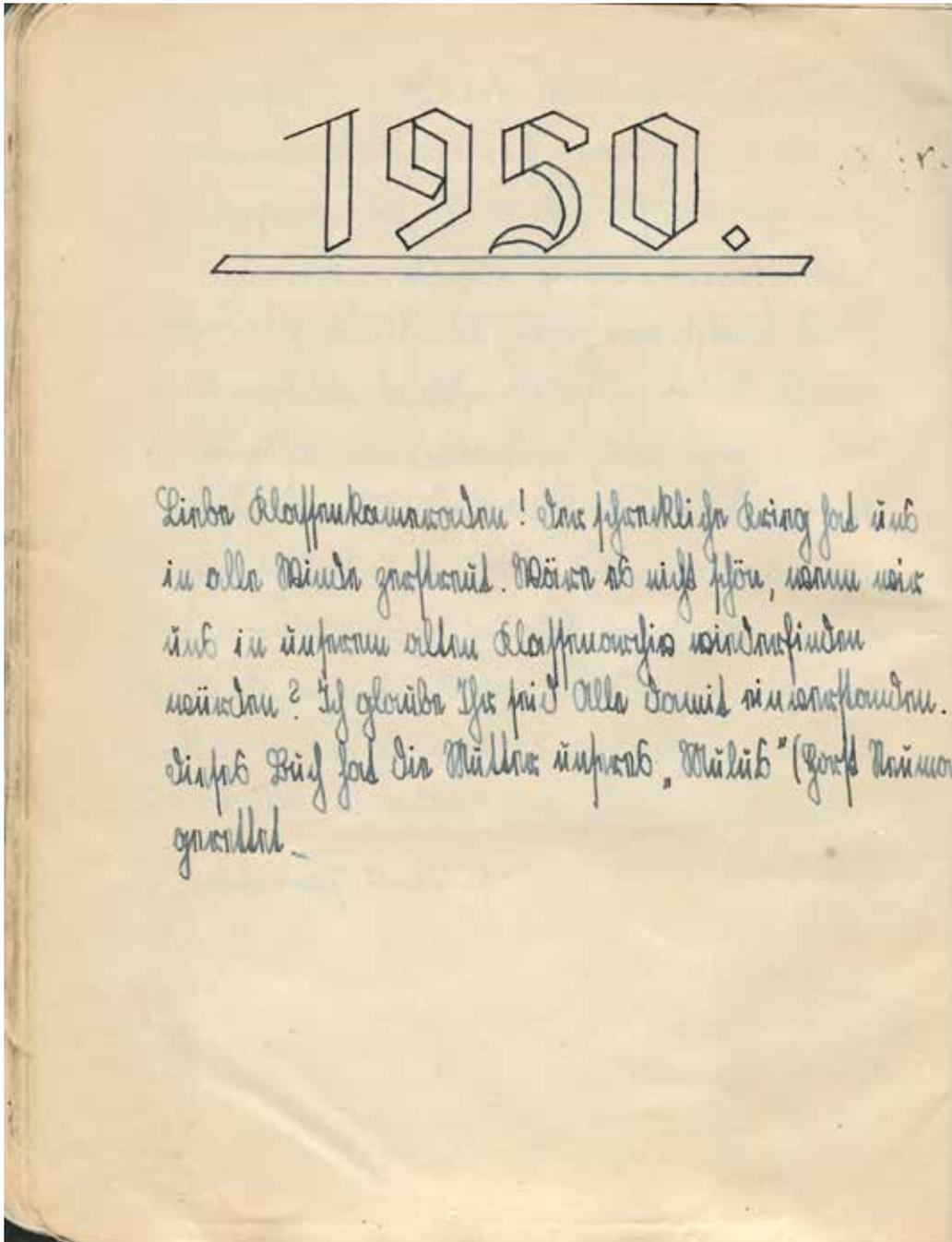
Harvinka

und einigen Stunden nach der Zusammenkunft
 riefen. Als wir ausgehoben waren, riefen wir
 die Befehle der Kirche und darauf befragte wir
 auf. Wir haben nicht fünf Ellendroppe und
 dann wird der Landbesitzer sehr freundlich und
 sprachlich wurde zur Verhandlung, vor uns
 anwesend.



Güter des
 Palmet Parvotro

Ende und Neuanfang



Einige unserer Lehrer



Horstmann, Musik



Kirsch, Kunsterziehung



Krause, Biologie

Wer waren unsere Lehrer?

Wie viele Einwohner konnten lesen und schreiben? Wie es um das Lesen und Schreiben bei unseren Eltern stand, das wissen wir meistens ganz genau. Ich hoffe, wir alle waren nicht schlechter als sie. Aber wie es damit bei den Großeltern bestellt war oder gar noch weiter zurück – ich kenne nicht einmal deren Unterschrift.

Es waren alles Dorfleute, und so machte ich mir eingedenk der Holzpantinschulen darüber keine Illusionen. Doch ich wurde mittlerweile angenehm überrascht – und zwar im Haus Brandenburg in Fürstenwalde/Spree. In der dortigen Bibliothek schmökerte ich mal wieder in alten Schriften, und es fesselte mich ausgerechnet



Lehrer Eitel Arwed Glatzer
17. 2. 1916 – 8. 10. 2004

ein Buch mit vielen Zahlen, langen Statistiken, darunter detaillierte Angaben über die Schulbildung im Jahre 1871. Das war die Generation meiner Urgroßeltern, die vor etwa 150 Jahren in der Gegend südlich von Zantoch ihr Auskommen suchten.

Dieses Buch dokumentiert die Volkszählung vom 1. Dezember 1871. Jede Stadt, jedes Dorf und jeder Gutsbezirk gibt

Auskunft zu 24 Positionen. Und eben auch darüber, wie viele der mehr als 10 Jahre alten Einwohner lesen und schreiben konnten, ebenso die Zahl der Analphabeten. Auch Blinde und Taubstumme sind registriert sowie „Blöd- und Irrsinnige“, die man heute nicht mehr derart abfällig bezeichnet.

Im Kreis Landsberg schneiden die Kreisstadt mit Vorwerken und Zantoch mit Sandwerder am besten ab, wo jeweils gut 91 Prozent des Lesens und Schreibens kundig sind und nur um die 8 Prozent es nicht gelernt haben.

Mein Geburtsort Alexandersdorf kommt auf 77 Prozent, mein späterer Wohnort Louisenau mit Antoinettenlust und Esperance auf 72,6 Prozent, Pollychener Holländer auf 78 und Pollychen auf gut 85 Prozent.

Wie die Stadt, so haben die älteren Dörfer die besseren Zahlen, zumindest in dieser Auswahl.

Wer weitere Einzelheiten oder überhaupt nach seinem Ort sucht, der fragt nach dem eingangs gemeinten Buch mit dem Titel „Die Gemeinden und Gutsbezirke der Provinz Brandenburg und ihre Bevölkerung“, Berlin 1873, Seiten 144 bis 151.

Worüber man in dieser Dokumentation allerdings nichts findet, das sind die meist dürftigen Schulverhältnisse und die oft grundlosen ländlichen Schulwege. Auch nichts über die Lehrer, denen die für mich überraschend hohen Zahlen zu danken waren.

Und dennoch kann man sich leicht vorstellen, dass es ohne die Fähigkeit zur mühsamen Verfertigung einer Buchsta-

benfolge weder den Entschuldigungszettel für die Schule noch das heimliche Liebesbrieflein für die Angebetete gegeben hätte. Erst recht nicht das korrekte Gesuch an das Landratsamt mit der Bitte um gütige Erlaubnis zum Einsammeln von Hühnereiern per Fahrrad und Kiepe bei Bauern und Häuslern zum Weiterverkauf in der Kreisstadt. So mein Vater als eines von neun Kindern einer Bauernfamilie in Alexandersdorf.

Wenn man nun das alles allein dem Schulmeister zuschreiben wollte, wäre das gewiss übertrieben. Aber er war im Ort wohl genauso wie der Landarzt und der Pfarrer eine Autorität, die bislang viel zu wenig gewürdigt ist, weil wir nicht viel Handgreifliches über sie wissen.

Deshalb spüre ich ihnen nach, habe manch Wissenswertes über die Lehrer unserer näheren Umgebung herausgefunden und werde es aufschreiben.

Angefangen hatte meine Suche mit der Frage, wann meine hübsche Dorfschule in Louisenau/Esperance erbaut wurde. Und wer Max Schulz war, jener Lehrer, der dort seit 1890 unvorstellbare 45 Jahre lang versucht hat, den Kindern in drei Dörfern den Weg ins Leben zu öffnen, oft genug auch gegen deren Faulheit. Ich habe ihn nicht mehr erlebt und weiß kaum mehr als dass seine Ehefrau Agnes Schulz, geb. Jantur, aus Landsberg, Röstelstraße 20, am 19. Januar 1966 im 88. Lebensjahr im damaligen Westberlin verstorben ist (siehe Traueranzeige im HB 2/1966, Seite 12). Bleibt die Frage an die Leserschaft, wer weiß mehr über Lehrer

Max Schulz aus Louisenaue? In der Datenbank der Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung in Berlin gibt es – sage und schreibe – 25 Lehrer (!) dieses Namens, aber der Gesuchte ist merkwürdigerweise nicht dabei. Warum das? War er Nazi-Gegner, wurde seine Karteikarte entfernt? Seine Nachfolger waren Otto Hönicke, Eitel Arwed Glatzer, Ernst Röseler und Fräulein Fabian.

Ernst Röseler war jene Lehrerpersönlichkeit, die Weichen für meinen späteren Lebensweg gestellt hat: Ostern 1940 bei ihm eingeschult, zum Herbst 1944 von ihm zur Oberschule in Schwerin/Warthe delegiert. Bis zum Beweis des Gegenteils wurde so aus mir der erste Oberschüler meines Dorfes, später in der DDR nach dem Studium der erste Diplom-Journalist aus Louisenaue. Klingt gewiss etwas anmaßend, aber so ist Geschichte.

Für mich berührend, dass

ich in der selben Kirche wie Rösellers Tochter Renate in Alexandersdorf getauft wurde, sie den selben Beruf wie ihr Vater ergriffen hat und mit 83 Jahren am 4. Dezember 2014 als Renate Prah in Eberswalde-Finow verstorben ist. Sie hatte mir in einem Gespräch am 12. Dezember 2012 noch ausführlich vom dramatischen Lebensweg ihres Vaters berichten können, worauf ich zurückkommen werde.

Die Brücke zur jüngsten Vergangenheit hat Eitel Arwed Glatzer geschlagen, indem es ihm nach 1990 von Hessen aus gelang, seine nach 50 Jahren in Ost und West verstreuten Schüler aus Polychener Holländer und Louisenaue zu sammeln. Vier Treffen in beiden Teilen des nun wieder vereinigten Landes und ein gemeinsamer Besuch in der alten Heimat sind ihnen in lebhafter Erinnerung geblieben. Am 17. Februar 2016 wäre dieser talentierte und lebensfrohe Pädagoge Hun-

dert geworden. Etliche haben Kontakt mit Ehefrau Ilse Glatzer, geb. Benthin aus Seidlitz, die sich am 27. Februar zu ihrem 94. Geburtstag munter feiern ließ.

Respekt für unsere Lehrer! Haltet sie in Ehren! Ohne sie wären wir nicht geworden, was wir sind!

Das bringt mich auf folgenden Gedanken: Ihr 80-Jährigen, Ihr Wenigen, die es noch gibt, freut Euch! Wir könnten im Heimatblatt etwas von unseren Erinnerungen an die Lehrer und die Schulverhältnisse aufschreiben, manches wäre sicher auch ganz lustig, vieles für die Nachwelt von Belang. Denn: Die Generation stirbt weg, die Fakten und Eindrücke bleiben – wenn sie jemand notiert und nicht mit ins Grab nimmt. Noch besser, wenn Fotos dabei wären.

Willi Göring
Lerchenaue 8
15366 Neuenhagen
T. 0 33 42 – 20 16 94

Erinnerungen an Wanderjahre und Beruf.

Ein weiterer Abschnitt meiner „Erinnerungen an die Heimat“ aus Heft 51, Dezember 2015

Die Ausreise

Anfang September (1950) kam von der Stadtverwaltung die offizielle Order, dass alle Deutschen ausreisen müssen, es sei denn, sie optieren, nehmen also die polnische Staatangehörigkeit an. Meinen Eltern wurde gesagt, dass sie ihr Eigentum, Haus und Gärtnerei behalten und weiter bewirtschaften können. Dennoch kam für meine Eltern, sie waren 58 und 47 Jahre alt und hatten in den Jahren kaum ein Wort polnisch gelernt, diese Möglichkeit nicht in Betracht. So musste gepackt werden. Wir konnten alles mitnehmen,

was transport- und tragfähig war. Wir hatten insgesamt 16 Gepäckstücke, Säcke, Kisten, Körbe und Wannen, alle mit Namen und laufender Nummer versehen, dazu unser Handgepäck. Das Gepäck aller wurde tags vorher in Güterwagen verladen. Im Morgenrauen des 10. September 1950 nahmen wir Abschied von der Heimat. Einige waren gekommen um uns zu verabschieden. Polnische Nachbarn, Pan Wachowicz, mein ehemaliger Chef, Pan Prominski, unser bisheriger Verwaltungschef Gartenbau, sagte zu mir: „Pamientaj o

ojca! (Denk an Deinen Vater!)“ Dann fuhr der Personenzug vom Bahnhof Brückenvorstadt ab, über Posen und Breslau nach Deutschland, in eine unbekannte Zukunft. Auf Reisen und in Lagern Die erste Station unserer Reise über Posen war Wroclaw-Pse Pole (Breslau-Hundsfield). In Nähe des Bahnhofs war ein großes Lager, in dem ausgewiesene Deutsche, meist Schlesier, gesammelt und für die Ausreise vorbereitet wurden. Wir wurden für 2 oder 3 Tage untergebracht, das Gepäck umgeladen und Dokumente ausgestellt. Al-

les war gut organisiert. Dann konnten wir einen anderen, langen Zug, bestehend aus Güterwagen für das Gepäck und vielen, mit Roten Kreuzen gekennzeichneten Schlafwagen besteigen und ab ging die Reise für viele Hunderte Menschen. Am späten Abend, im Dunkeln, überquerten wir die Neißebrücke, also die Grenze, bei Forst. Zwei Tage und zwei Nächte waren wir unterwegs, quer durch Deutschland. Es war eine wunderschöne Reise im gemächlichen Tempo damaliger Züge. Wir Jüngeren standen oft auf den offenen Perrons am Anfang und Ende jedes Waggons um in die an uns vorbei ziehende Landschaft, auf Städte und Dörfer zu schauen. In Sachsen und Thüringen gibt es viele Viadukte, Brücken und Eisenbahntunnel. Immer, wenn wir durch einen Tunnel fahren, konnte wir vorn die Lok Funken sprühen sehen und war der Tunnel vorbei, waren wir draußen Stehenden von Braunkohleruß verschmutzt. Wir fahren über Leipzig, Altenburg, Crimmitschau und Plauen bis nach Ölsnitz in die südwestlichste Ecke der DDR, ins Dreiländereck DDR-Tschechoslowakei-Bundesrepublik Deutschland. Crimmitschau war mir von zu Hause schon ein Begriff: Vater hatte ein dickes, großes Buch mit Farbbildern über Bromelien, Orchideen und vielen anderen Grünpflanzen von Walter Richter, Gärtnereibesitzer und Züchter eben in Crimmitschau. Zu Hause schon schrieb ich die botanischen Pflanzennamen aus dem Buch ab, bis ich las, dass es 35.000 Orchideen-Arten geben soll. In Ölsnitz, unserer 2. Station, wurde der ganze Transport

mitsamt unserem Gepäck auf der Burg hoch über der Stadt untergebracht. Hier durchliefen wir das in Lagern übliche Programm: Entlausung, Körperpflege, ärztliche Kontrolle sowie Papiere, Papiere. Nach einigen Tagen wurden die Ersten entlassen und in Familiengruppen auf die Bahn in die neue Heimat gesetzt: Alle, die vorher schon Zuzugsgenehmigungen hatten, in die DDR oder in die Bundesrepublik, konnten fahren. Alle anderen bemühten sich um Zuzugsgenehmigungen zu Familienmitgliedern in der DDR oder der Bundesrepublik. Diese Gruppen reisten wieder einige Tage später ab und so wurden auch die Landsberger in alle Winde zerstreut. Wir, wie wenige Andere, hatten keine Familienangehörigen, weder hier noch dort und sollten deshalb irgendwo in die DDR eingewiesen werden. Mein Vater sagte leise: „Dann hätten wir gleich zu Hause bleiben können“. Er hatte wohl schon eine Ahnung davon, was in der DDR kommen würde. Jetzt waren wir schon 12 Tage dort und die Einweisung stand bevor. Schließlich kam ein Telegramm vom Ministerium für Flüchtlinge und Vertriebene aus Hannover und wir durften in die Bundesrepublik ausreisen.- Gott sei Dank. Wie das? Mein Onkel Otto, Eisenbahner aus Küstrin, war in den Wirren 1945/46 mit seiner Familie im Kreis Rotenburg in der Nordheide gelandet. Hinkelmans waren die einzigen Verwandten, die wir im Westen hatten. Vater hatte sich in unserer Not wohl noch aus Landsberg und dann aus Ölsnitz, wie auch immer es damals möglich war, an ihn um Hilfe gewendet. On-

kel Otto hatte sich dem BHE (Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten = politische Partei) angeschlossen und war damals sogar Vorsitzender in dem kleinen Dorf Clüversborstel. Und er hatte so Mittel und Wege gefunden, dass wir ausreisen durften.

Und so wurden wir nach weiteren Tagen in einer kleineren Gruppe wieder auf die Bahn mit einer Fahrkarte nach Heiligenstadt in Marsch gesetzt. Wieder eine schöne Fahrt und von Weitem grüßte das Kyffhäuser-Denkmal bei Bad Frankenhausen in Nord-Thüringen.

Nach einem Tag im Lager Heiligenstadt wurden wir mit Bussen aus Friedland abgeholt. Und dann waren wir im Westen, in den damaligen Nissenhütten von Friedland, die so gar nicht „westlich“ aussahen, unsere 4. Station. Das Lager-Procedere begann wieder, wer wollte, bekam neue Kleider (amerikanischer Herkunft, also in grellen Farben und uns ungewohnten Formen) aber alles war freundlich. Für uns war klar, dass wir nach Niedersachsen, also in die englische Zone wollten. Niedersachsen und Schleswig-Holstein aber, machte man uns klar, waren ohne Zuzugsgenehmigung wegen Überfüllung gesperrt. Man bot uns die französische Zone als neue Heimat. Vater sagte sofort „nein“. Er war 1914/18 als Soldat in Frankreich gewesen und hatte wohl keine guten Erfahrungen gesammelt. Nun war guter Rat teuer. Da fiel uns Schneidermeister Deriko aus Landsberg, Schloßstraße ein, zu dem wir während der Russenzeit, auch er musste dort für die Russen arbeiten, freundschaftliche Beziehungen gepflegt hatten.

Familie Deriko war nach der Ausweisung bei einem Sohn in Bielefeld gelandet und schon wieder selbstständig tätig. Unserer Bitte nach Westfalen wurde ohne Weiteres problemlos entsprochen. So ging denn nach 5 Tagen unsere Reise weiter nach Warburg.

Im 5., unserem letzten Lager im kleinen Dorf Dössel, einige km von Warburg entfernt, wohnten wir in Baracken, nicht sehr komfortabel. Die letzten Wochen des Herbstes gingen hin, an einigen Tagen suchten große Bauern aus benachbarten Dörfern Helfer zum Kartoffellesen. Morgens, noch in Dunkelheit, Nebel und Kälte, wurden wir auf Anhängern im Lager abgeholt. Die Arbeit war mir unangenehm; erst wenn am späten Vormittag die Sonne raus kam wurde es besser. Der Winter kam und in der Ackerbürgerstadt Warburg war auch nicht viel los. Dann, Mitte Dezember 1950, bekamen wir den Marschbefehl nach Löhne in Westfalen. Am 21. Dezember ging die Reise mit der Bahn los; die Baggage sollte nachkommen. Löhne war ein großer Eisenbahnknotenpunkt im Landkreis Herford; wir sollten uns auf dem Amt melden. Nachmittags auf dem Amt angekommen, bekamen wir Ausweispapiere und einen Polizei-Beamten an die Hand, der uns einweisen sollte. „Wir gehen einen schweren Weg“, sagte er, was er meinte, war uns nicht so ganz klar. Wir stiegen in einen Bus und fuhren etwa 3 km bis Gohfeld-Depenbrok, Kriegerdenkmal. Dort besorgte er aus der Nachbarschaft einen Handwagen, auf dem wir unser Handgepäck, Koffer, Taschen etc. verstauen konnten. Dann ging es die Weihestraße hoch, durch

das Dorf mit 2 Eisenbahnunterführungen, an der Kirche vorbei und immer weiter und höher. Endlich zeigte er links auf ein schmuckes Zweifamilienhaus hoch am Hang und sagte: „Dort müssen wir hin“. Er klingelte, eine Dame öffnete die Haustür einen Spalt, sah hinaus, sagte: „Pollacken lassen wir hier nicht rein, nur über meine Leiche“! Und wollte die Tür wieder schließen. Aber der Polizist hatte den Fuß dazwischen und begann zu verhandeln. Mittlerweile hatten Frau Höner, die Hauswirtin und ihr Mann mitbekommen, dass wir ganz normal Deutsch sprachen. Sie öffnete die Tür, ließ uns in das Treppenhaus und in ihre Wohnungsdiele, prachtvoll ausgestattet mit einer Sammlung von Trophäen aus dem Leben ihres ersten Mannes in Afrika. Schließlich bekamen wir hier, in der privaten Wohnung, ein kleines Zimmer mit Toilettenbenutzung. Vater monierte, dass wir zwei Zimmer haben sollten; der Polizist sagte hinter vorgehaltener Hand: „Erst mal ganz drin sein“. Schließlich bekamen wir am nächsten Tag auch ein zweites Zimmer, über den Flur und eine Treppe höher, in der ebenfalls abgeschlossenen Wohnung ihres Sohnes Heinz mit Familie, als Schlafzimmer. Das untere Zimmer wurde unsere Wohnküche. So waren eben die damaligen Verhältnisse; für Mieter und Vermieter schwer erträglich und nur bei beiderseitigem gutem Willen auf Zeit hinnehmbar. Einen Tag später konnten wir uns beim Möbelhändler neue Küchen- und Schlafzimmere möbel aussuchen und bringen lassen (wurde Jahre später beim Lastenausgleich abgezogen). Wieder einen Tag später

kam unsere Baggage an und wir konnten unseren Haushalt einrichten. Am Heiligen Abend hatten wir einen kleinen Weihnachtsbaum auf dem Tisch – gestiftet von unserer Hauswirtin. Und einige Wochen später schenkte mir Frau Höner ein altes Fahrrad. Wir waren in der neuen Heimat angekommen.

Ankommen

Jetzt waren wir in Gohfeld-Jölllenbeck, Weihestraße, zu Hause. Vater suchte sofort Kontakte zu den örtlichen Gärtnern. Noch vor Silvester fuhren er und ich zum Kreisgärtnermeister (und Vorsitzenden des Landesverbandes Gartenbau Westfalen-Lippe) Friedrich Strüve nach Herford. Es ging um eine Lehrstelle für mich und um eine Gärtnerstelle für Vater. Keine Frage, dass ich Gärtner werden sollte; ich war Gärtnersohn und wir hatten einen Gartenbaubetrieb zu Hause. Herr Strüve empfing uns freundlich, und er hatte für mich sofort eine gute Empfehlung: den Gartenbaubetrieb Schneider in Gohfeld. Für Vater war es schwieriger zumal er, noch Jahre lang, eine Gärtnerei pachten wollte. Am 1. März 1951 begann meine Lehre bei Friedrich Schneider. Vater hatte es durchgesetzt, auch über die Landwirtschaftskammer Münster, dass ich nur 2 Jahre lernen sollte: ich war Gärtnersohn und hatte 1 ½ Jahre in der Gärtnerei Wachowicz gearbeitet. Ich hatte viel Glück, fand einen guten Lehrmeister und einen guten Berufsschullehrer in Herford, den Dipl.-Gärtner Schmidt-Schachtsiek (Schmidtchen, wie er von den Schülern genannt wurde). Nach einigen Anfangsschwierigkeiten, immerhin hatte ich über 6 Jahre keine Schule gesehen,

kam ich nun in eine Gärtnerberufsschulklasse, die schon ein Jahr absolviert hatte. Doch dann kam ich in allen Fächern gut mit. Abends zu Hause gab es wenig Ablenkung und ich wollte und konnte viel lernen. Ein kleines Radio, ein „Wobbe“ konnten wir uns erst später leisten.

1951 war die 1. Bundesgartenschau in Hannover. Wir konnten es uns nicht leisten, dorthin zu fahren. Aber Vater arbeitete in der Gärtnerei Wehrmann/Stamm und Herr Stamm lud Vater und mich ein, im Lieferwagen zur BUGA 1951 nach Hannover zu fahren. Ich erinnere mich genau: Die Innenstadt lag noch größtenteils in Schutt und Asche. Doch die Gartenschau an der Kuppelhalle, sie war von Bundespräsident Heuß eröffnet worden, war in den vielfältigen Facetten unseres Berufes ein wunderschönes Erlebnis. In der neu erbauten Niedersachsenhalle fanden die verschiedenen Sonderschauen statt, damals wie heute Leistungsschauen der unterschiedlichen Sparten des Gartenbaues. Auf jener Sonderschau 1951 waren besonders Neuzüchtungen von Edelpelargonien ausgestellt; Edelpelargonien waren schon das Steckenpferd meines Vaters in Landsberg gewesen. Wieder zu Hause angekommen griff Vater vorsichtig in die Jackentasche und zog einige gemopste Stecklinge hervor. Er hatte sich seiner Berufung nicht enthalten können. Ich hatte schon in Landsberg in botanischen Werken des Vaters gelesen und viele Pflanzennamen gelernt. Einmal wöchentlich vormittags hatte ich in Herford Unterricht, am Nachmittag wurde gearbeitet.

Schmidt-Schachtsiek unterstützte mich sehr. Klassenkameraden waren u. A. Jürgen Dannhaus, Wilfried Vogt. Am Schluss der Berufsschulzeit war ich Zweit- oder Drittbester in der Klasse.

Der Lehrbetrieb in Gohfeld, einem großen Dorf in Ostwestfalen, lag in der Rüscher Straße zwischen der Nord- und Südbahn. Zur Familie gehörten neben dem Gartenbaumeister Friedrich Schneider, seine Frau Johanne, der Sohn Ulrich und die kleine Tochter Gisela. Im Lehrbetrieb schied gerade der älteste Lehrling Kurt Schürmeyer aus und ging als Gehilfe nach Löhne. Der jetzt 1. Lehrling war Gerd Wiesinger, sein Vater Friedhofsgärtner in Gohfeld. Jeden 3. Sonntag hatte ich Dienst und samstags wurde bis abends gearbeitet. Das Lehrlingsentgelt war mit 30,- DM im ersten, 40,- DM im zweiten und 50,- DM im dritten Lehrjahr offiziell festgelegt. Die kleine Gärtnerei hatte 5 Gewächshäuser und Frühbeete mit vielleicht 100 Fenster und einen Laden mitten im Dorf zum Verkauf. Kultiviert wurden die üblichen Blumen und Gemüsepflanzen, Sommerblumen im Freiland, Tomaten, Gurken u. A. Wichtig war auch die Blumenbinderei zu Beerdigungen und zum Totenfest; da mussten, wenn nötig, alle ran. Auch Mutter arbeitete ab dieser Zeit teilweise in der Gärtnerei und im Laden bei Minna. Natürlich sollte auch ich alles lernen. Zum 1. Totenfest musste auch ich an den Tisch und Kranzreifen mit Grün binden. Der erste Reifen wurde eine schlimme Wurst, der 2. nicht besser. Beim 3. bekam ich was hinter die Ohren und war fortan für alle Zeit davon befreit. Mein Tagebuch

habe ich sorgfältig geführt und viele zusätzliche Zettel eingefügt. Im 3. Jahr aber gefiel mir das 1. Tagebuch nicht mehr und ich habe es komplett neu geschrieben. Mein Lehrmeister sagte: „Schreib nicht so viel, ich muss das ja alles lesen“. Nach der Gehilfenprüfung stand eine „Eins“ im Gehilfenzeugnis; es hat sich also gelohnt.

Nach der Gehilfenprüfung blieb ich bis zum Jahresende 1953 als Gehilfe im Lehrbetrieb, bekam nach Tarif 99 Pfennig je Stunde und weil Friedrich Schneider großzügig war (oder nicht so viel rechnen wollte) bekam ich 1 DM/ Stunde. Schon vorher war ein weiterer Gehilfe eingestellt worden: Gustav Koch, er wurde später, 1959 Friedhofsgärtner in Gohfeld, eine Stelle, die auch mir damals angeboten wurde. In 1953 kaufte ich mir ein neues Fahrrad mit 3-Gangschaltung und machte den Führerschein, Klasse 3 und 1. Meine 1. große Fahrradtour ging nach Hamburg zur Internationalen Gartenbau-Ausstellung IGA 1953. In Hamburg bei sommerlichen Temperaturen angekommen, habe ich das mir am besten mundende Bier meines Lebens, ein Holsten-Bräu, im Dammtor-Bahnhof getrunken.

Von Januar 1954 bis März 1956 arbeitete ich im Cyclamenspezialbetrieb Friedrich Strüve in Herford, Viehtriftweg. Weit überwiegend, auch im Winter, fuhr ich mit dem Fahrrad die 27 km morgens hin, abend zurück. Der Betrieb hatte sich auf Saatgut, Sämlinge und Fertigpflanzen von Alpenveilchen spezialisiert und belegte damals bei der jährlich in Bad Salzuflen stattfindenden Cyclamenausstellung

mehrmals den 1. Platz unter den deutschen Cyclamenzüchtern. Höhepunkt war dann das Cyclamenfest im Kurhaus in Bad Salzuflen mit der Prämierung des besten Züchters; es war schon etwas besonderes, bei Strüve arbeiten zu dürfen. Etwa 10 Gärtnergehilfen arbeiteten damals bei Strüve, u. A. auch wieder Jürgen Dannhaus, (später gründete er auf dem väterlichen Grundstück in der Enger Straße eine Gärtnerei mit Blumengeschäft, welche noch später von seinem Sohn Jörg ausgebaut und erweitert wurde. Sohn Jörg war in den 80er Jahren in Hannover-Ahlem auf der Gärtnermeister-Fachschule und hörte bei mir „Technik im Gartenbau“). Werner Dierkes (alias Wilhelm Krüger), Wilfried Vogt, Wilfried Gießelmann (der später mit seiner Frau, Binderin von Breder, einen Blumenladen in Zentrumsnähe eröffnete), Siegfried Ackermann aus Bethel und Heinz Schulz (der Kleine), seiner mit der Quickli täglich aus Kirchlingern kam. Außerdem war dort Friedrich Goddemeier aus Schnathorst, Sohn des dortigen Pastors. Er studierte später, war dann beim Gartenbauverband in Hamburg und verstarb frühzeitig. In Herford war die Junggärtnergruppe ziemlich aktiv. Etwa 1955 machten wir eine große Busrundreise an Rhein, Mosel und Ahr (Rüdesheim-Koblenz-Cochem und Altenahr). Nach einem der weinseligen Abende ging es meinem Freund Jürgen Dannhaus nicht so gut; er musste nach der morgentlichen Abfahrt zum Busfenster raus.....

In diesen Jahren zogen meine Eltern und ich in das Elternhaus von Hanne Schneider,

ebenfalls an der Rüscherstraße. Wir hatten doch etwa 5 Jahre bei Höners gewohnt. Jetzt kaufte ich mir meinen 1. fahrbaren Untersatz, einen Motorroller NSU Lambretta, 125 ccm.

Im Winter 1956 bewarb ich mich als Gärtnergehilfe in Hannover in den Herrenhäuser Gärten, genauer, im Berggarten mit den vielen, vielen Stauden bei Prof. K.H. Meyer. Ich wollte andere Facetten meines Berufes kennenlernen; ich wollte einen Schritt in die Welt tun.

Von April 1956 (bis März 1959) arbeitete ich im Berggarten. Vorgesetzte waren (fachlich) Herr Wermke, der seine Frau in Landsberg als Berufssoldat kennen gelernt hatte, Herr Handrup (131 er GG und Gewerkschafter) für die Arbeitsorganisation, und oberster Chef war Prof. K.H. Meyer mit Wohnung und seinem Büro mit Frau Aschoff im Bibliothekspavillon Herrenhausen. Mit mir gingen eine Reihe anderer Gärtner, wie jährlich zur Sommersaison, an: Rudi Fischer (war gerade aus Stendal gekommen, mit ihm und seiner Frau Doris verbindet mich seither eine lebenslange Freundschaft), Erwin Lewandowski (volle Pulle), Karl Hatopp, Karin Drescher, Gisela Junge (in der Kemperei, beide aus Hameln) und später in den Semesterferien u. a. Elfriede Bauer (aus Heilbronn), wieder Siegfried Ackermann (war vor mir in Osnabrück, später bei Aglukon). Zum Stamm gehörten u. A.: Friedel Jahns, Karl Marquart, Karl Eckert, Kleemann, Günter Spohn, Scholzlein, Frl. Schubert und später Rudi Fahrenholz. Etwas heraus gehobene Mitarbeiter waren Frl. zu Lynar, Frl. Pürer

(Pürette) und Ernst Bartens, der Photograph mit seinem Studio im Bibliotheksgebäude über dem Büro. Meine ersten Tätigkeiten waren Arbeiten im neuen Irisgarten, im Pergolagarten, im Staudengrund, im Paradies und in den Staudenvergleichsrabatten.

Die Bepflanzung der Rabatten im Großen Garten war mehrmals im Jahr organisatorisch eine Herausforderung und große Aktion unter dem Gärtnermeister Buhk. Alle jungen und neuen Gärtner wurden zusammengezogen und eingewiesen. Die Frühstückspause hieß hier „Anbiß-Pause“. Dabei, so wurde uns demonstriert, wurde stehend der Spaten in der einen Hand gehalten, das Frühstücksbrot aus der anderen Hand verzehrt.

Hannover lag noch in Trümmern; deshalb war die Zimmersuche ein großes Problem. Die ersten 2 Nächte übernachtete ich auf dem Wohnzimmersofa in der kleinen Wohnung eines neuen Kollegen aus der Südstadt; unmöglich. Schließlich fand ich eine Schlafstatt im Männerwohnheim der Heilsarmee am Rande des Georgengartens: in der Wilhelmshavener Straße, 8 Betten in einem Zimmer. Und dann kam Waldi: Walter Richard, Sohn eines selbstständigen Gartenarchitekten aus Zürich und mit Prof. Meyer gut bekannt. Er kam also aus einer anderen Welt und sollte im Berggarten hospitieren. Aber auch Walter hatte Zimmerprobleme, er wohnte bisher im Hotel. Nun gingen wir gemeinsam auf die Suche und wurden fündig in der Haltenhoffstraße, gegenüber dem Nordstadt-KH. Unsere Wirtin, anfangs überschwänglich freundlich, war

dann aber doch mit etwas Vorsicht zu genießen. Anfangs bekamen wir Frühstück, bald nur noch Kaffee, dann gar nichts mehr, fanden unsere Wirtin nachmittags jedoch betrunken an. Als Walter im Herbst nach Hause ging, fand ich im Rotkreuz-Heim am Lodyweg im Georgengarten bei Frau v. Flotho ein gutes zu Hause auf Jahre. Die meisten Bewohner waren Studenten; nach dem Ungarnaufstand im Okt./Nov. 1956 kamen viele ungarische Studenten und es wurde eine komfortable Holzbaracke dazu errichtet, in die auch ich einziehen konnte. Später, 1963-68 konnte ich wieder ins Lodyheim einziehen und wohnte einige Zeit mit Ahmed, einem muslimischen Syrer aus Aleppo zusammen. Doris mit der Familie Tripowska wohnte anfangs im Barackenlager Burgweg. Hier konnten wir bald die Verlobung von Doris und Rudi feiern. Rudi ging 1957 für ein halbes Jahr nach Zürich und arbeitete im Gartenbauunternehmen Richard als Gärtner. Nach seiner Rückkehr heirateten Doris und Rudi. Zum größten Schützenausmarsch der Welt an einem Montag hatten wir einen halben Tag frei, wir mussten ihn jedoch nachholen. Meinen 22. Geburtstag feierte ich mit Wermke und Frau, Fischers, Karin und einigen anderen im Cafe Wien am Ernst-August-Platz. Highlights waren damals für mich das AKI und die Milchbar im Hauptbahnhof. Die Staudenanzuchtgärtnerei mit Gewächshaus, Frühbeetkästen und Mutterpflanzenquartieren befand sich damals im Fürstenhausgarten (heute Kirchenkanzlei Hannover); das Außengelände betreute Herr Marquard. Zwischen Berggar-

ten und Fürstenhausgarten entlang der Herrenhäuser Straße (heute Kunst-Hochschule) befanden sich damals noch die beiden großen Wasserhochbehälter zum Speisen der Fontainen im Großen Garten. Anfang 1957 fragte mich Herr Wermke ob ich, (mit Karin Drescher als Unterstützung; sie hatte bei Stauden-Junge in Hameln gelernt) die Staudenanzucht übernehmen wolle. Ich wollte, war mir aber doch wohl der Tragweite dieser Entscheidung nicht ganz bewusst; immerhin aber hatte ich ein wunderschönes Jahr im Fürstenhausgarten, machte ganz nebenbei meine Prüfung als Garten- und Landschaftsgärtnergehilfe bei den Herren Dr. Hülsmann und Junge. Nach Feierabend wurden wir öfter zu freiwilligen Sondereinsätzen unter Leitung von K.H. Meier oder Herrn Wermke gerufen. Dann wurden ganze Privatgärten neu angelegt oder Pflanzungen erneuert. So in Herrenhausen bei Beindorff (Pelikan) und Dr. Bulman oder in Bemerode bei Bahlsen. Einige von uns nahmen Sonderpflegeaufträge an; ich z.B. in der Frauenklinik von Alten-Allee bei Frau Dochow. Einen besonderen und großen Auftrag für Tage hatten wir in Langenhagen/Schwarmstedt zu besorgen. In Hannover-Döhren in der Zeiss-Straße lag der überregional bekannte Gartenbaubetrieb Beye mit seinem Betriebsleiter Ehmén. Jetzt war der Südschnellweg in Planung und die Trasse führte quer über das Grundstück; Beye sollte aussiedeln. In Langenhagen, Cananoer Straße gab es einen Staudenbetrieb Beye mit dem Betriebsleiter Wilfried Siebler. Er übernahm das gesamte lebende und tote

Inventar, fing in Schwarmstedt (heute Staudenkontor) neu an und wir mussten alle Pflanzen überführen und einpflanzen. Damals war die „Grüne Woche“ in Berlin, meist per Anhalter, jedes Jahr Pflichtprogramm. Dabei lernte ich das noch zerstörte, ungeteilte Berlin gut kennen. Gute Anlaufpunkte waren meine Tanten und Onkel in Berlin-Buckow und Moabit. In einem Jahr war ich mit meinem Kollegen und Freund, Karl-Heinz Hetténhausen, Ocholt, er war Gehilfe bei Ludolf Beye und später Präsident des Gartenbauverbandes Nordwest/Bremen, zur Grünen Woche. Abends waren wir in der Hasenheide im berühmten Tanzlokal.... mit Tischtelefonen.

Im Sommer 1957 verabredeten mein Freund Jürgen Dannhaus und ich, über mehrere Etappen (Aalen, München, Comer See, Bern, Mainau und Leonberg, meist zu Gärtnergehilfenkollegen) mit meinem Roller nach Italien zu fahren. Wir fuhren los, aßen mittags in einer Gaststätte in Hammelburg und damit man mir meine Tasche, die am Roller hing, nicht klaute, nahm ich sie mit rein. Zwei Stunden später und 100 km weiter fehlte meine Tasche mit Papieren, Postspargbuch, etc. und unser 1. Ziel war noch weit. Mit Mühe bekommen wir heraus, dass wir im „Goldnen Ochsen“ waren, wir rufen an und die Tasche steht noch da. Wir bitten, sie unfrei postlagernd nach München zu schicken und sind froh!! In Aalen wartet unser Kollege Wilfried Vogt bei Kakteen-Königer auf uns. Ein Gang durch den Betrieb und wir schlafen in der Gehilfenbude nach einem Bier recht gut. Am nächsten Tag kommen

wir nach München, werden von einem Gärtner-Kollegen im großen Münchner Gartenbaubetrieb Kirchner in einem Gehilfen-Verschlag versteckt. Am Morgen zur Post,- nichts da, Stadt angucken, Bavaria etc., natürlich ein Bier im Hofbräuhaus. Am nächsten Morgen zur Post,- nichts da, Stadt angucken, Englischer Garten, die Wiesn, etc. Am nächsten Morgen wieder zur Post,- nichts da, Hektik-, wieder Stadt angucken, etc. Am 4. Morgen wieder zur Post,- endlich, die Tasche ist da. Wir kommen zur Gärtnerei, um die Sachen zu holen, da empfangen uns die Koffer auf der Straße und ein lauter Krach vom Chef: „Saurpreißen das, scho vier Tag do und kein Handschlag getan!“ Doch wir sind schon auf dem Weg nach Innsbruck, zelten auf dem Zeltplatz direkt am Inn. Nachts brechen Gewitter und Sturm los, der Zeltplatz wird überflutet, wir können uns gerade noch retten, müssen aber umziehen. Am nächsten Morgen überlegen wir, wie wir weiter Richtung Italien fahren. Wir wählen auf der Karte den nächsten Weg zum Comer See. Und wir Flachland-Tiroler können nicht ahnen, dass wir damit einen der höchsten Passübergänge der Alpen, das Stifster Joch ausgewählt haben. Es ging hoch und immer höher, die Serpentina immer enger und steiler. Schließlich Schotterstraße, Jürgen musste absteigen und schieben. Dann standen wir oben in Kälte und Schneegestöber auf 2.757 m über NN auf dem zweithöchsten Alpenpass überhaupt. Und das alles mit meiner NSU Lambretta, 150 ccm, 6,2 PS. Dann ging es auf der italienischen Seite bergab

über Bormio und es wurde mit jedem Kilometer wärmer. Am Comer See entlang gibt es viele in den Fels gehauene Tunnel. Wir hatten inzwischen kurze Hosen an und fuhren nach Süden der Sonne entgegen. Geblendet konnte man im Tunnel kaum etwas sehen; entgegen kommende Fahrzeuge hatten hoffentlich Licht eingeschaltet. Plötzlich passierte es: Tropfwasser von der Tunneldecke hatte eine schmutzige Pfütze im Kopfsteinpflaster gebildet, wir rutschten, kippten und schlitterten im Dunkeln über das Kopfsteinpflaster. Wir hatten noch Glück: kein Gegenverkehr, ich hatte eine ziemliche Wunde am Oberschenkel, bei Jürgen war die Kleidung zerrissen. Doch nichts konnte uns aufhalten. Wir waren in Como, dann im schönen Tessin mit Lugano und schließlich am südlichsten Ziel unserer Wünsche: der Isola Bella, der Schönen Insel im Lago Maggiore. Hier waren wir nun wirklich in wunderschöner mediterraner Vegetation und bewunderten die Baukunst mit den Fußböden aus eingelegten Kieselsteinen. Von Locarno fuhren wir über den St. Gotthardpass, 2.106 m über NN, jetzt nach Nordwest in Richtung Bern, der Hauptstadt der Schweiz. In Bern erwartete uns wieder ein Berufskollege, der in der kleinen Gärtnerei Schwarz arbeitete, wieder ein Cyclamen-Züchter. Hier wurden wir in der Gärtnerfamilie für 2 Tage gastfreundlich aufgenommen und bewirtet. Über Zürich und Konstanz war unser nächstes Ziel die berühmte Insel Mainau im Bodensee. Aber oh Schreck, die Mainau präsentierte sich im Dauerregen nach den

vielen sonnigen Highlights im sonnigen Süden nicht gerade optimal und es brauchte später viele weitere Besuche bei besserem Wetter, den negativen ersten Eindruck zu kompensieren.

Über die Schwäbische Alb war unser nächstes Ziel Leonberg bei Stuttgart. Fritz Markquardt war, natürlich, ein Berufskollege aus Herford, der jetzt zu Hause in der väterlichen Gärtnerei eingestiegen war. Auch hier wurden wir gastfreundlich in Kost und Logis aufgenommen. Gleich am 1. Tag, es gab natürlich viel zu erzählen, wurden wir mit dem gut schmeckenden, hauseigenen Moost reichlich versorgt. Später, die Treppe zum Schlafgemach hinauf sagte Jürgen hinter mir: „Von dem Zeug wird man auch noch besoffen!“-

Wenige Tage später waren wir wieder zu Hause, Jürgen in Herford, ich in Hannover. Wir hatten eine wunderschöne, erlebnisreiche Reise, wenn auch unter damals einfachen Bedingungen erlebt.

Im November 1957 heiratete mein Cousin Ernst Pätzke (Büby) aus Stolberg in Wandlitz bei Oranienburg. Ich war eingeladen, bekam die Einreiseerlaubnis in die DDR und erlebte eine schöne Dorfhochzeit. Ein paar Tage bei meiner Tante Frieda in Zehlendorf wohnend kam mir der Gedanke, dass ich den großen Carl Foerster, Züchter vieler Staudenarten und Sorten, Autor vieler entsprechender Bücher und Nationalpreisträger der DDR in Potsdam-Bornim besuchen könnte. Meine Verwandten: Ohne Genehmigung darfst Du da nicht hinreisen! Ich ging zur VOPO nach Oranienburg, bat um Genehmigung für 1 Tag. Keine Chance: Da könnte

ja jeder aus dem Westen kommen und nach Belieben in der DDR herum reisen (und spionieren). Dann hatte ich die Idee: Ich rief von der Post bei Foerstern in Bornim an. Frau Foerster hörte sich alles an und fragte dann, bei welcher Vopo-Behörde ich war und sagte dann, ich solle in einer ½ Stunde noch einmal hin gehen. Ich ging und meine Reisebewilligung lag schon auf

dem Tresen. Ich fuhr zu Foerstern, wurde zu Tisch gebeten und wir sprachen über viele fachliche und sonstige Dinge. Und er, Carl Foerster, der Nationalpreisträger der DDR, sprach von der Knüppelzone! Einem ihm praktisch Unbekannten gegenüber!- Werner Gabloffsky Gödringer Straße 23 D 31157 Sarstedt Email: werner@gabloffsky.de

Anmerkung der Redaktion: Auch das Leben und die Ereignisse nach der Flucht gehören zum Schicksal der Kriegsgeneration. Die einfühlsamen und sehr persönlichen Schilderungen Gablowskys machen diese Zeit wieder erlebbar.
khw

Das Märchenland am Rhein

Friseurbrüder Kruschke fanden als Weltkriegs-Vertriebene eine neue Heimat in Bad Godesberg (stark gekürzt)

Bevor die Brüder Kruschke nach Bad Godesberg kamen, verloren sie für immer ihre alte Heimat. Diese war ihr Dorf bei Landsberg an der Warthe, das heute zu Polen gehört. Das Rheinland mit seinen Burgen, Schlössern, Mythen und Sagen war für die Jungen seit jeher Sehnsuchtsort gewesen, von klein auf träumten sie davon. Doch erst ein Zufall sorgte dafür, dass sie für den Rest des Lebens eine neue Heimat in Bad Godesberg fanden und sich hier als Friseur eine Existenz aufbauten.

....

Als Helmut Kruschke zur Wehrmacht einberufen wurde, war er 17 Jahre alt. Fast noch ein Kind, sah der Junge den Krieg gleich zweimal. In Frankreich verwundet, wurde er nach seiner Genesung an die Ostfront versetzt, die inzwischen nah an das Deutsche Reich herangerückt war. In der Gewissheit, dass der Krieg schon verloren war, floh Helmut mit einem gleich-

altrigen Soldaten und einem jungen Offizier, um der russischen Kriegsgefangenschaft zu entkommen - und wurde erwischt. Während der Offizier vor den Augen der Jungen erschossen wurde, schickte man die beiden anderen zurück an die Front. Dort geriet Helmut Kruschke dann doch in die Hände der Russen. Eine Pinkelpause und ein älterer russischer Wachposten, der Mitleid mit dem Jungen empfand, ermöglichten ihm die Flucht und Rückkehr nach Hause.

Es war ein Donnerstag, als die ersten russischen Soldaten durch das Dorf der Kruschkes marschierten. Am 18. Januar 1945 kam mit den Soldaten auch bald der Hunger, denn die Rote Armee machte sich die Vorräte der Dorfbewohner zu eigen. Der Vater wurde verschleppt und erst Jahre später durch das Rote Kreuz wiedergefunden. Die große Schwester war schon vor dem Einmarsch geflohen. Die Schrecken und Greuel des Krieges

waren für Rudolf traumatisch. Fortan stotterte er stark. An einem Samstag, dem 5. Januar 1946, wurde die verbliebene Familie vertrieben und in Viehwaggons, in Tierexkrementen kauern, in Auffanglager gebracht. „Uns Vertriebene wollte niemand haben“, sagt Rudolf Kruschke.

...

Heute befindet sich Rudolf Kruschke längst im Ruhestand, sein Bruder starb 2009. Gerne erinnert sich Kruschke an die aufregende Zeit der Bonner Republik, als er amerikanischen Soldaten und einem spanischen Botschafter die Haare schnitt und die Rote Armee Fraktion die Republik in Atem hielt. Wenn der Friseurmeister heute Schere und Kamm in die Hände nimmt, dann nur noch für seine Frau. „Solange ich lebe, bin ich der einzige, der ihr die Haare schneidet“, sagt er.

Aus Generalanzeiger Bonn vom 10.03.2016

Wir müssen das Loslassen lernen. Es ist die große Lektion des Lebens.

Julie Schloaer

Persönlichkeiten aus Landsberg/Warthe

Victor Klemperer, seine Familie und Landsberg a. d. Warthe

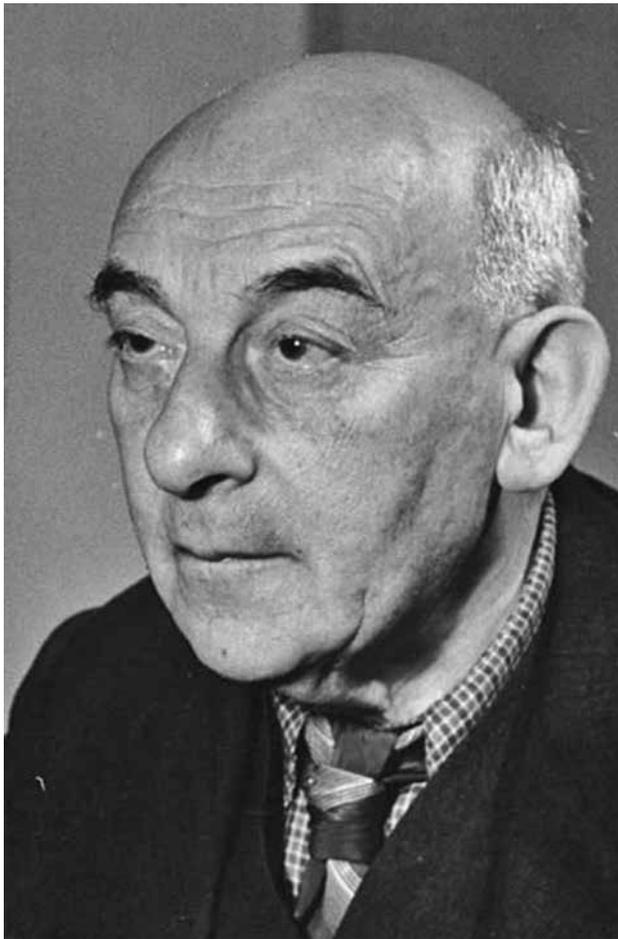
Der weltweit geschätzte Romanist und Literaturwissenschaftler Victor Klemperer gehört zu den bekanntesten Persönlichkeiten, die in Landsberg/Warthe geboren wurden. Auf ihn und seine Zeit in dieser Stadt hinzuweisen ist ein Mosaikstein, der dazu beiträgt, die Geschichte Landsbergs und der Menschen des Ortes lebendig zu halten. Entscheidend für das Leben von Victor Klemperer ist seine Herkunft aus einer jüdischen Familie, die ihren Ursprung in Böhmen hatte, eine Reihe jüdischer Theologen hervorbrachte und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Prag seit mehreren Generationen zu Hause war. Wann genau die Familie nach Prag kam, ist nicht festzustellen. Der Name „Klemperer“ kommt aus dem Jiddischen und hieß ursprünglich „Klepperer“ oder „Kleperer“, und das bedeutet „der Klopfer“. Diese Namensherkunft weist wahrscheinlich auf mehrere Generationen jüdischer Gemeindediener und anderer Amtsinhaber in der Familie hin: der Gemeindediener hatte in den ostjüdischen Gemeinden in früheren Zeiten an die Haustüren oder Fenster der frommen Juden klopfen müssen, um sie an das morgendliche Gebet zu erinnern. Um den eigenen weltanschaulichen und auch politischen Lebensweg von Victor Klemperer zu verstehen, muss man

wenigstens auf einige seiner unmittelbaren Vorfahren hinweisen.

Der Rabbiner Abraham Klemperer aus Prag, geboren 1809, gestorben 1887, war der Sohn des Rabbiners Nehemias Klemperer und der Großvater von Victor Klemperer. Er gehörte zu den angesehensten Talmudgelehrten seiner Zeit. In seiner Todesanzeige wurde auf ein „der Wissenschaft gewidmetes Leben“ verwiesen. Abraham Klemperer war dreimal verheiratet und hatte (etwa) 15 Kinder, darunter war Wilhelm Klemperer, der Vater von Victor Klemperer. Er hat – wie es für alle Anwärter auf eine Rabbiner-Laufbahn notwendig war – eine lange Ausbildungszeit durchlaufen, die in der Regel im Alter von zehn Jahren begann. Mit 13 Jahren erreichte er die „Bar-Mizwa“, er wird in der Übersetzung dieses Begriffes ein „Sohn der Pflicht“. Dabei handelt sich um ein religiöses Fest, das den Übergang in das Erwachsenenalter dokumentiert und den jungen männlichen Heranwachsenden in einer Zeremonie in der Synagoge zu einem vollwertigen Mitglied der jüdischen Gemeinde macht. Es war gleichzeitig ein Fest in der Familie und im Freundeskreis, wodurch die Liebe zu den Eltern und zur Gemeinde gestärkt und die Verbundenheit mit dem Judentum vertieft werden sollte. Dieses religi-

öse Ereignis im Leben eines jungen Juden lässt sich zumindest als Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen durchaus mit der heutigen (natürlich nicht religiösen) Jugendweihe vergleichen. Es ist davon auszugehen, dass Wilhelm Klemperer und seine Söhne ebenfalls die Bar-Mizwa erlebten. Der Großvater Abraham Klemperer und weitere Angehörige der Familie waren im 18. Jahrhundert in ihrer geistlichen Funktion bereits Anhänger eines gemäßigten Reformjudentums, das sich mit der Selbstfindung der jüdischen Bürgerinnen und Bürger in ihrer Zeit befasste und damit positiv zur jüdischen Emanzipationsbewegung stand. Einer der aus der weitverzweigten Sippe der Klemperers hervorgegangenen Geistlichen, Gutman Klemperer, vier Jahrzehnte in Tábor in Böhmen als Rabbiner tätig, sprach sich in diesem Zusammenhang u. a. für eine moderne Gottesdienstordnung aus und führte sie in Tábor nach dem Vorbild des Prager Tempels ein. Gerade die reformatorischen Ansichten, die sich bei Gutman Klemperer in der Emanzipationszeit des Judentums in den deutschen, böhmischen und großpolnischen Gebieten besonders im Verlaufe des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatten, waren es, die in der Familie Klemperer weitergegeben wurden.

Wilhelm Klemperer
 Einer der Söhne des erwähnten Rabbiners Abraham Klemperer, nämlich Wilhelm Klemperer, geboren am 30.03.1839 in Prag, wurde der Vater von Victor Klemperer, der später über ihn schreibt: „Vater ... war der Sohn eines Lehrers und Gemeindebeamten. ... Ältester und Begabtester von mehreren Geschwistern, wurde mein Vater mit einiger Selbstverständlichkeit



zum Studium und mit absoluter Selbstverständlichkeit zum Studium der Theologie bestimmt.“

Nach der Ausbildung an einem Prager Gymnasium ging er frühzeitig, schon 1855, zum Jüdischen Theologischen Seminar nach Breslau. Drei Jahre später, am 17. 05. 1858, wurde er auch parallel an der Breslauer Universität

immatrikuliert. Bereits am 01. 02. 1861 promo-vierte er mit einem historischen Thema, er untersuchte die Anwendung eines nichtkanonischen Talmudteils aus dem 8. Jahrhundert v. u. Z. durch den Obersten Rat der Juden zur Zeit des „Zweiten Tempels“ in Jerusalem zwischen dem 6. und 1. Jahrhundert v. u. Z. Er setzte seine Studien am Theologischen Seminar in Breslau noch weitere zwei

Jahre fort und beendete am 27. 06. 1863 mit der Übergabe des Rabbinatsdiploms seine Ausbildung. Unmittelbar nach diesem langen Studium begann er in Landsberg a. d. Warthe zu arbeiten. Er wurde 1864 als Rabbiner an die erst zehn Jahre davor, also 1854, in der Baderstraße eingeweihten neuen Synagoge berufen. Rabbiner in Landsberg zu sein, wurde allgemein als eine große Ehre angesehen. Wilhelm Klemperer

verblieb in dieser Position bis 1885, er war damit insgesamt 21 Jahre in Landsberg in seinem geistlichen Aufgabenbereich tätig!

Wilhelm Klemperer beschreibt seine Ausbildungszeit selbst im Jahre 1901 in einem Brief an den damaligen Landsberger Rabbiner Elsaß:

„Gern komme ich ihrem Wunsche nach. Eine Skiz-

ze meines Lebens-ganges ist leicht zu geben. Geboren in Prag am 30. 03. 1839 als Sohn des berühmten Talmudisten Abr. Klemperer kam ich durch Vermittlung meines großen Lehrers Rappaport ans Breslauer Seminar, woselbst ich volle sieben Jahre, zugleich die Universität besuchend, weilte. Im Jahre 1863 als vierter der am Seminar ausgebildeten Rabbiner mit dem Hatarat Ha [d. h. auf Grund einer nach einer Prüfung schriftlich gegebenen Ermächtigung zur Entscheidung religionsrechtlicher Fragen erteilten Lehrbefugnis] entlassen, wurde ich im März 64 in Landsberg gewählt ...“

Er hat schon kurz vor oder bald nach seinem Eintreffen in Landsberg geheiratet, seine Ehefrau wurde seine Cousine Henriette Jetta Frankel aus Prag. Zu seiner Mutter findet ihr Sohn Victor u. a. die folgenden Worte:

„In einer angesehenen Klosterschule hatte Mutter das übliche Wissen der damaligen höheren Töchter erhalten. Im Umgang mit Vater hat sie dann dieses Bildungsmaß entschieden überschritten. Er hat vor ihrer geistigen Begabung immer Respekt gehabt, er hat nie eine Predigt gehalten, die er ihr nicht vorher vorgelesen und skizzierend berichtet hätte. ... Als junge Frau versuchte sie ein paarmal, freilich vergeblich, Novellen in einem Familienjournal unterzubringen, nicht aus literarischem Ehrgeiz, sondern um ihr Wirtschaftsgeld zu vergrößern.“

Aus ihrer Ehe, die 50 Jahre andauerte, gingen neun Kinder hervor, das Erstgeborene starb aber frühzeitig. So blieben insgesamt fünf Söhne und drei Töchter, alle geboren in

Landsberg:

Georg, (1865-1946), wurde
Arzt in Berlin

Felix, (1866-1932, wurde
ebenfalls Arzt in Berlin

Margarete (Grete), (1867-
1942)

Hedwig, (1870-1893)

Berthold (1871-1931), wurde
Rechtsanwalt

Marta, (1873-1954)

Valeska (Wally), (1877-1836)

Victor, (1881-1960), wurde als
Philologe und Literaturwissen-
schaftler der bekannteste
Sohn.

Die wirtschaftliche Situation der Familie war äußerst bescheiden, das Einkommen eines Rabbiners war nicht hoch. Offiziell war der Rabbiner Wilhelm Klemperer in der Stadt bekannt als „Prediger Dr. Klemperer“, so auch auf einer Leseliste des Bücherzirkels interessierter Bürger in Landsberg. Er vertrat ein sehr liberales Judentum, dass in seinen praktischen Auswirkungen weit von der in der Regel vorherrschenden Orthodoxie vieler jüdischer Mitbürger entfernt war. Er war ein gottgläubiger Mensch, aber kein religiöser Dogmatiker. Die vielen Riten und Begrenzungen im Judentum empfand er, wie sein Sohn Victor später feststellte, „als sinnlos gewordene Überbleibsel eines früheren Menschheitsstadiums und als lästige Fessel“, obwohl er sie als Lebensregeln für jüdische Menschen selbst propagierte. Er hat nach außen den Rabbiner nie besonders hervorgehoben. Sein Sohn Georg hat später in der Kurzbiographie zu seiner Dissertation den Rabbiner-Vater sogar ganz verschwiegen und lediglich geschrieben: „Ich bin als Sohn eines Landgeistlichen geboren.“ Das gefiel bereits einigen

Mitgliedern der jüdischen Gemeinde in Landsberg wohl wenig, und so war es kein Wunder, dass es um die Haltung des Rabbiners zum Judentum Dispute gegeben hat. Wilhelm Klemperer war Zeit seines Lebens in hohem Maße daran interessiert, das Judentum zu modernisieren. Das schloss zielstrebige Bestrebungen ein, sich in der deutschen Gesellschaft eben nicht als „Jude“ – also eigentlich nur über die Religion zu definieren – sondern als „Deutscher Bürger“ auch wirklich allgemein anerkannt zu werden.

Um Erfahrungen zu sammeln und eine andere gesellschaftliche Umgebung kennenzulernen, übernahm er 1885 das Rabbineramt der jüdischen Gemeinde in Bromberg (Bydgoszcz). Aber er hatte sich wohl erheblich getäuscht und geriet eigentlich „vom Regen in die Traufe“. Viktor Klemperer beschreibt die Lebens- und Arbeitssituation seines Vaters in diesen Bromberger Jahren: „Bromberg lag in der Provinz Posen, es hatte wesentlich östlichere Verhältnisse. Hier war er der Rabbiner einer polnisch angehauchten Gemeinde, von den deutschen Mitbürgern abgetrennt, von den Mitgliedern seiner Gemeinde zur Orthodoxie gezwungen und in seiner Orthodoxie überwacht.“ Besonders belastete den Vater in Bromberg eine gewisse Abschirmung von der deutschen Bevölkerung, weil er doch eigentlich nach einer Bekräftigung seines Deutschtums strebte. So war es denn kein Wunder, dass er nach sieben Jahren Tätigkeit als Rabbiner in Bromberg nach einer grundlegenden Veränderung suchte. Er bewarb sich bei der Jüdischen Reformgemeinde

in Berlin, bei der damals am stärksten liberal ausgerichteten jüdischen Gemeinschaft, die sich in hohem Maße am Deutschtum orientierte und sich durchaus auch in gewisser Weise der christlichen Religion anpasste. Er reiste – ohne zunächst die Bromberger Gemeinde zu informieren – zur Vorstellung nach Berlin. Viktor beschreibt seinen Vater so: „Er war, wie gesagt, von stattlicher Erscheinung, er war ein prachtvoller Kanzlerredner gerade für ein gebildetes Publikum, reich, wenn nicht an eigenen Gedanken, so doch an ungemeiner, geschmackvoll verwendeter Belesenheit, die Worte strömten ihm mühelos, sein tragendes Organ war biegsam und umfassend.“ Gerade auch seine langjährigen Rabbinerjahre und die jahrzehnte-langen Predigten in Landsberg hatten ihn in dieser Hinsicht geformt. Er wurde ohne Probleme in Berlin gewählt und konnte nach Hause telegraphieren: „Ging gottlob alles gut. Wilhelm.“ So vollzog sich der Ortswechsel von Bromberg nach Berlin. Er übernahm 1891 die Stelle des 2. Predigers an der Synagoge der reformierten Gemeinde. Hier konnte er seine liberalen Ansichten stärker entfalten und seinen Versuchen nach fester Assimilierung in das Deutschtum nachgehen. Hatte er schon in seiner Antrittsrede 1864 in Landsberg mit Konsequenz darauf verwiesen, dass die erste und hauptsächliche Säule des Judentums die „Thora“ sei, also die Lehre und Unterweisung, die neben den historischen Reminiszenzen die aktuelle Verarbeitung und damit auch die Anpassung an die reale Umgebung berücksichtigen müsse, so führte er

ein Jahr später bereits in einer seiner Landsberger Predigten aus, dass es nötig sei, sich als Jude gesellschaftlich zu sozialisieren. Dafür lautete seine wichtigste, von viel Optimismus getragene Forderung: „... man kann in unseren Tagen der gewissenhafteste Jude sein, ohne im geringsten weder in seinen politischen Rechten noch in seiner sozialen Stellung, und sei die eine noch so hohe, noch so bevorzugte, sich zu gefährden und zu benachteiligen“. Die Predigten seiner ersten beiden Rabbinerjahre in Landsberg ließ er bereits 1866 in Breslau in zwei Bänden unter dem Titel „Fest- und Gelegenheitspredigten“ veröffentlichen. Später bemerkt sein Sohn Victor, dass sein Vater sich immer ganz als aktiver Deutscher gefühlt habe. Seine progressive Haltung kam – um hier nur ein Beispiel anzuführen – auch in seiner Bewertung der Frauenrechte im Zusammenhang mit der Würdigung einer umfangreich gesellschaftlich wirkenden jüdischen Frau zum Ausdruck (Lina Morgenstern, 1830-1909), für die er anlässlich ihres Todes folgende Worte fand: „Lina Morgenstern repräsentierte ein Frau, die ihr Sein als Ehefrau, Mutter, Managerin und Frauenrechtlerin miteinander zu kombinieren verstand.“

Ein Berliner Publizist beschrieb Wilhelm Klemperer aus der Zeit seiner Tätigkeit an der Synagoge in der Johannisstraße in Berlin:

„Klemperer ist eine würdige, sympathische Priestererscheinung. ... Er macht einen väterlichen Eindruck; schon nach wenigen Minuten hat man das warme Gefühl: zu Dem könnte man in Herzensangelegen-

heiten Vertrauen haben! Er ist der Freund seiner Gemeinde; sein Amt ist das köstliche Amt eines Hausfreundes – das klang mir aus jedem seiner Worte entgegen, die er mit schlichter, natürlicher Beredsamkeit an die Versammelten richtete.“

Wilhelm Klemperer verstarb am 12. 02. 1912 in Berlin, seine Grabstätte befindet sich auf dem Friedhof Berlin-Weißensee. Die Grabrede wurde von seinem Nachfolger, dem Rabbiner Julius Jelski gehalten, der auch sein Schwiegersohn war – er hatte die Tochter Marta Klemperer (1873-1954) geheiratet. In dieser Grabrede betonte Jelski das allgemein zurückhaltende Wesen von Wilhelm Klemperer und hob in durchaus diplomatischer Form den Widerspruch zwischen dem religiösen Judentum und der gesellschaftlichen Einordnung in das Deutschtum hervor. Er bemerkte, dass Wilhelm Klemperer „Zeit seines Lebens in der stillen Verborgenheit des Hauses seine Welt gesucht und gefunden [hat] ...; [er war] ein Talmid Chacham, ein jüdischer Weiser und Rabbi von altem Schlage, und doch zugleich in neuem Geiste und Gewande, denn der Baum seiner Erkenntnis blieb tief und innig wurzeln in der biblisch-rabbinischen Welt und Weltanschauung, während seine Zweige sich nach allen Seiten ausbreiteten und in den unbegrenzten Weiten des modernen Wissens verloren“. Victor Klemperer

Victor Klemperer war das letzte Kind in der großen Familie von Wilhelm Klemperer. Er wurde am 09. 10. 1881 geboren. In seiner Geburtsurkunde heißt es:

„Vor dem unterzeichnenden Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach bekannt, der Prediger Dr. Wilhelm Klemperer, wohnhaft zu Landsberg a. d. Warthe, Zechower Straße Nr. 3, jüdischer Religion, und zeigte an, dass von der Henriette Klemperer, geborenen Frankel, seiner Ehefrau, jüdischer Religion, wohnhaft bei ihm, zu Landsberg a. d. Warthe am neunten Oktober des Jahres um acht Uhr ein Kind männlichen Geschlechts geboren worden ist, welches den Vornamen Victor erhalten habe.“ Der junge Victor verbrachte nur wenige Jahre seiner Kinderzeit in Landsberg. Bereits 1885, in seinem vierten Lebensjahr, nahm sein Vater, wie schon oben gesagt wurde, eine Rabbinerstelle in Bromberg (Bydgoszcz) an, so dass die Familie umzog und nach der Bromberger Zeit den weiteren Lebensmittelpunkt schließlich in Berlin fand. Viktor Klemperer kam erst nach rund 15 Jahren wieder nach Landsberg zurück.

Er besuchte zunächst das Französische Gymnasium in Berlin, in dem alle Fächer mit Ausnahme des Deutschen in der französischen Sprache unterrichtet wurden. Victor Klemperer vermerkt selbst dazu: „[Ich besuchte] eine höchst eigenartige Anstalt, und ihre Sondernatur hat den engsten Beug zu meinem Beruf und meinem Spezialfach: ... und wenn ich nach langem Tasten schließlich doch etwas einigermaßen zustande gebracht habe, so sind es meine Arbeiten zur französischen Literaturgeschichte.“ Er bemerkte später: „Es wurden keine hohen Ansprüche an mich gestellt, und ich fühlte mich in dieser mittelmäßigen Masse

geborgen.“ Victor Klemperer verließ die Schule aber nach sechs Gymnasialjahren ohne Abschluss und versuchte sich in einer kaufmännischen Lehre, die er jedoch auch nicht vollendete. Das war ganz offensichtlich ein Eindruck sowohl seiner Selbstbescheidenheit als auch der Selbstzweifel, die ihn sein Leben lang begleitet haben. Schließlich stimmte er aber dem Drängen seiner Brüder und des Vaters zu, seine Schulausbildung abzuschließen. Da ihm Berlin nicht geeignet schien und sein ältester Bruder Verbindungen zu einem Gymnasiallehrer in Landsberg/Warthe hatte, entschloss sich Viktor Klemperer nach Landsberg zurückzukehren, wo er am 15. 03. 1900 eintraf, um nach dem Besuch des Königlichen Gymnasiums von 1900 bis 1902 (er schreibt in einem späteren Lebenslauf vom „Humanistischen Gymnasium in Landsberg a. d. Warthe“) das Abitur zu machen. Über diese Zeit sagt er u. a.:

„Die Landsberger Schulen, nicht nur das Gymnasium, wurden vielfach von Schülern aus der nähern und weitem Umgebung besucht; sie in Pension zu nehmen war ein Erwerbszweig wie das Vermieten von Studentenzimmern in Universitätsstätten. Unter den Schülern galten die buntbemützten Gymnasiasten als besonders fein, und unter den Gymnasiasten ragten die Primaner hervor. Weiße Schirmmützen mit breitem, schwarzen Sammetstreifen, das waren die Primaner, drei Goldlitzen auf den Streifen bezeichneten die Unter-, zwei die Oberprimaner. Jedermann wusste das. Die Primaner waren fast schon Herren, fast

schon Studenten, jedenfalls gültiger Studenten-ersatz der kleinen Stadt.“ (In diesem Beitrag sind alle nicht besonders gekennzeichneten Worte von Victor Klemperer dem Teil I seiner Biographie „Curriculum vitae – Lebenserinnerungen“ entnommen.)

Aber auch hier an der Schule entstanden Probleme. Natürlich war er mit seinen rund 19/20 Jahren sicher der Älteste in der Klasse, d. h., dass er der gymnasialen Tradition nach der „Primus“ der Klasse sein sollte, wir würden heute darunter den Klassensprecher verstehen. Der Schriftsteller Martin Walser hat diese Situation in einer Laudatio zur posthumen Verleihung des Sophie-Scholl-Preises an Viktor Klemperer im Jahre 1995 in der folgenden Weise beschrieben:

„Im Gymnasium in Landsberg an der Warthe war Klemperer Primus, als solcher sollte er, dem Brauch nach, bei den Kneipen präsidieren, das hieß, mit dem Hieber auf den Tisch hauen, den Salamander kommandieren, die Lieder angeben und kräftig mittrinken. Aber an Festtagen kamen Verbindungsstudenten und Reserveoffiziere zu den Kneipen. Ein Jude konnte weder Verbindungsstudent noch Reserveoffizier werde; was würden diese Gäste sagen, wenn ein Jude die obligate patriotische Rede am Sedanstag, die obligate Weihnachtsansprache hielt? Aber wenn er Amt und Ehre ablehnte, hieß das: ‚als Jude aus Opposition einen deutschen Brauch ablehnen‘. Und da er seinem ‚Wollen und Denken nach auf die reindeutsche Seite‘ gehörte, nahm er das Amt an. Und begegnete, als ein betrunkenen Wirkkopf

einmal ein Ergebenheitstelegramm an den Kronprinzen durchsetzen wollte, zum ersten Mal dem Antisemitismus. Aber er fühlte sich so sehr als Deutscher, was ging ihn da Antisemitismus an!“

Schließlich war es soweit: Die Königliche Prüfungskommission erteilte ihm am 11. März 1902 das Zeugnis der Reife, mit dem ihm nur in Deutsch, Französisch, Englisch, Erdkunde und Geschichte ein „Gut“ bescheinigt wird. Sonst erreicht er ein „Genügend“, Mathematik aber lag ihm wohl noch viel weniger. Ein Auszug des Reifezeugnisses wird hier angeführt, weil daraus auch hervorgeht, dass er eigentlich bei allem Wissensstreben über relativ wenig Ehrgeiz verfügte. „Königliches Gymnasium zu Landsberg a. W. – Zeugnis der Reife

Victor Klemperer, geboren den 9. Oktober 1881 zu Landsberg a. Warthe, mosaischer Konfession, Sohn des Herrn Predigers Klemperer in Berlin, war 2 Jahre auf hiesigem Gymnasium, 2 Jahre in Prima.

I. Betragen und Fleiß

Seine sittliche Führung war lobenswert, sein wissenschaftliches Streben ernst, nachdenkend, und durch schnelle Auffassung wie erfreuliche Formgewandtheit unterstützt, verdiente volle Anerkennung.

II. Kenntnisse und Fertigkeiten

1. Religionslehre: ./.

9. Mathematik: Er hat sich bemüht, die vielfältigen Lücken in seinen Kenntnissen auszufüllen, doch waren die Leistungen, was auch die schriftliche und mündliche Prüfung ergab, nicht genügend.

10. Physik: Die Leistungen waren im allgemeinen genügend. Die unterzeichnende Prüfungskommission hat ihm

demnach, da er jetzt das Gymnasium verlässt, um sich dem Studium der Germanistik und Neuphilologie zu widmen das Zeugnis der Reife zuerkannt und entlässt ihn mit den herzlichsten Segenswünschen.“ Nach dem Abitur arbeitete er tatsächlich etwa drei Jahre lang daran, sich im Studium zu orientieren, er studierte Philosophie, Germanistik und Romanistik in München, Genf, Paris, Berlin und Rom, aber ebenfalls zunächst ohne Abschluss. Rund sieben Jahre war er danach als Publizist und freier Schriftsteller in Berlin tätig, ehe er 1912 sein Studium an der Universität München wieder aufnahm und zum Ende führte. Zu diesem Zeitpunkt 1912 trat Victor Klemperer zum Christentum über, vor allen Dingen auf Drängen seiner Brüder. Bereits 1913 promovierte er zum Dr. phil. und versuchte sich als Privatdozent für Romanische Philologie. Frühjahr 1914 berief ihn die Universität Neapel als Lektor an ihre Einrichtung, eine Aufgabe, die er etwa ein Jahr lang ausführte. Innerhalb dieses Jahres erwarb er 1914 auch mit der Habilitation die universitäre Lehrbefähigung in München. Von 1915 bis zum Kriegsende war er Soldat im deutschen Heer. Nach Kriegsende und einiger Wartezeit begann er in München als Privatdozent zu arbeiten, um dann schließlich 1920 als Professor für Romanistik an die Technische Hochschule in Dresden berufen zu werden. 1912 hatte Victor Klemperer bereits geheiratet, seine Frau war Eva Schlemmer, eine Konzertpianistin und Malerin (1882-1951), ohne die er wohl die späteren Repressalien der Nazizeit nicht überstanden

hätte.

Die Landsberger Jahre blieben Victor Klemperer im Gedächtnis. Im Jahre 1927 macht er sich mit seiner Frau auf die Reise und besucht noch einmal die Stadt, in der er die ersten vier Jahre seiner Kindheit und die beiden Jahre, die zur Reifeprüfung führten, verbracht hatte.

Aber nur wenig später begann eine Leidenszeit für die Familie Klemperer: Das nationalsozialistische Regime begann, ihn nach 1933 nach und nach auszuschalten, entzog ihm 1935 gänzlich das Lehrrecht und entfernte ihn aus seiner Professur. Von nun an war Victor Klemperer den antisemitischen Verfolgungen durch den Nationalsozialismus ausgesetzt. Er entging dem Konzentrationslager und der wahrscheinlichen Vernichtung nur durch die Tatsache, dass er eine „arische“ Ehefrau hatte, die weiter zu ihm hielt. Für die innere Haltung von Victor Klemperer waren in seinem Leben vor allen Dingen die Maximen wichtig, die er von seinem Vater übernommen hatte:

Da war die weltoffene und tolerante Einstellung zur Religion. Er lehnte konservativ-orthodoxe Vertreter der jüdischen Religion wie sein Vater ab. So trat er, wie schon erwähnt, 1912 endgültig zum Protestantismus über, bei dem er gewisse Gemeinsamkeiten im Menschen- und Gottesbild zu erkennen glaubte.

Hinzu kam die positive liberale Denkweise, die er im Zusammenhang mit der immer stärkeren Hinwendung des Vaters zur Reformierung des jüdischen Glaubens, besonders in seiner Berliner Zeit in der Reformierten Jüdischen

Gemeinde, verinnerlichte. Er wurde später als ein „liberaler Bürger mit humanistischen Neigungen“ charakterisiert. Die positive Grundeinstellung seines Vaters zu Deutschland, die auch die Ablehnung des Zionismus seiner Zeit einschloss, führte schließlich zur schnell wachsender Neigung zur möglichst voll-ständigen Assimilierung in die deutsche Gesellschaft. Ein Betrachter des Lebens von Viktor Klemperer charakterisiert ihn daher als „Jude mit deutschem Herz und dem Geist eines Protestanten“, ein anderer fügte hinzu, er sei aber „ein nicht akzeptierte Protestant“ geblieben. Sein Biograph Peter Jacobs bezeichnet ihn als ein „im Kern deutsches Gewächs“. Viele Deutsche jüdischer Herkunft fühlten sich wie die Familie Klemperer als Angehörige des liberalen Bürgertums. Sie lebten und arbeiten als Deutsche. Dabei gab es durchaus Differenzierungen. Die jüdische Reformgemeinde in Berlin war eine Gemeinschaft, deren Mitglieder sich ganz besonders dem Deutschtum selbst in religiösen Fragen anpassen wollten. Nicht alle Menschen jüdischen Glaubens wollten so weit gehen. Aber ein großer Teil war in hohem Maße patriotisch auf das deutsche Volk eingeschworen, und das auch noch unmittelbar vor dem Machtantritt des Nationalsozialismus und angesichts eines immer stärker werdenden und auch öffentlich zu bemerkenden Antisemitismus. Eine Frau jüdischen Glaubens, Margarete Goldstein, in der Bildungsarbeit tätig, hielt zum Beispiel am 06. 03. 1932 in einer Berliner Synagoge einen Vortrag zum Thema „Heimat und Glauben“. Sie führte u. a.

das Folgende aus: „Uns deutschen Juden ist Deutschum die Schicksalsgemeinschaft, in die wir seit Jahrhunderten auf Gedeih und Verderb mit dem deutschen Volk verflochten sind. ... Wir sind dem Glauben nach Juden. Wir sind nach Heimat und Kultur Deutsche. Unsere nationale Heimstätte ist Deutschland. Heimat und Glaube sind in uns zu unlösbarer Einheit verschmolzen.“ Trotz seines Übertritts zum Christentum lebte Victor Klemperer aber mit dem ständigen Widerspruch zwischen dem religiösen Judentum seiner Herkunft und seiner Anlehnung an das liberal-demokratische Deutschum weiter. Später sieht er die Situation realistischer und schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „Im Jahre 1933 ist dann mein Glaube an das deutsche Wesen, ja an die feste Bestimmbarkeit nationaler Eigenarten, fast bis zum Zusammenbruch erschüttert worden.“ In seinen Tagebüchern notiert er im gleichen Jahr 1933: „Ich empfinde eigentlich mehr Scham und Angst um Deutschland. Ich habe mich wahrhaftig immer

als Deutscher gefühlt. ... Alles, was ich für undeutsch gehalten habe, Brutalität, Ungerechtigkeit, Heuchelei, Massensuggestion bis zur Besoffenheit, alles das floriert hier.“ Und schließlich resigniert er geradezu: „Ich für meinen Teil werde niemals wieder Vertrauen zu Deutschland haben.“ Victor Klemperer wurde zum Zeitzeugen mehrerer Epochen, er hat ja mit großer Eindringlichkeit sowohl die deutsche Kaiserzeit als auch die Weimarer Republik und die Jahre des Nationalsozialismus und ihre nachfolgende Zeit erlebt. Besonders bekannt ist er als „Chronist des Nationalsozialismus“. Neben vielen literaturwissenschaftlichen Veröffentlichungen ragen daher seine gesellschaftsanalytischen Werke heraus. Zu nennen sind besonders: „LTI (Lingua Tertii Imperii) – Notizbuch eines Philologen“; „Curriculum Vitae. Erinnerungen 1881-1918“; „Die Tagebücher 1933-1945“; „So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945-1959“. Victor Klemperer formulierte in einer seiner grundlegenden

Veröffentlichungen u. a. die folgende Lebensmaxime: „Von der Gegenwart bis zum Tode leben wir in allen Stunden, aber zum Erlebnis werden uns nur die außerordentlichen, in denen unsere Leidenschaft schwingt, in denen wir das Wirken des Schicksals spüren.“

An Victor Klemperer und seine Familie und ihr Wirken zu erinnern gehört unbedingt zur Würdigung von bekannten Persönlichkeiten, die mit Landsberg verbunden waren.
Joachim Gasielki
Paul-Abraham-Weg 3
17033 Neubrandenburg

Anmerkung der Redaktion: Mehrfach wurde in den früheren Ausgaben des Heimatblattes über Victor Klemperer berichtet. Die Bedeutung Victor Klemperers hat uns veranlasst, die vorstehende umfangreiche und tiefgreifende Würdigung des Literaturwissenschaftlers unseren Lesern als Lektüre über einen bedeutenden Landsberger zu empfehlen.
khw

Hermann Johann Heinrich Paucksch

Wurde am 12. Juni 1854 in Landsberg a. d. Warthe als achtetes Kind der Eltern Johann Gottlieb Hermann Paucksch – Unternehmer – und dessen Ehefrau Mathilde Louise,



geb. Brunkow. geboren. Er studierte in Karlsruhe, München und Dresden

das Ingenieurswesen und war wie sein Vater und sein Bru-

der Otto Mitglied des Vereins Deutscher Ingenieure.

Er arbeitet nach dem Studium für 1 Jahr als Ingenieur in der Fabrik des Vaters und ging dann für ein halbes Jahr zum Studium der Sprache und der dortigen Industrie nach England.

1884 trat er als Angestellter die Stelle des technischen Gesamtdirektors im väterlichen Unternehmen an. Mit dem genialen Wissen seines Vaters an der Seite arbeitete er sich rasch ein und trieb die Weiterentwicklung und Aufnahme

neuer Maschinen und Anlagen in das Lieferprogramm voran: Verbesserung der Dampfkessel, Modernisierung der Dampfmaschinen – stationäre als auch Schiffsdampfmaschinen, 1888 den Gasmotorenbau mit eigenen Zusatzpatenten.

Durch den großen Brand der Fertigungshallen - 1893 – entstand ein herber Rückschlag für das Unternehmen, jedoch wurde es, der Zeit entsprechend, großzügig wieder aufgebaut. Dies führte zwar zu finanziellen Engpässen aber

unter großen Anstrengungen wurde in neuen modernen Werkshallen mit alten Maschinen weiter produziert und entwickelt.

1895 wurde ihm die Gesamtbetriebsleitung – Konstruktion



und Fertigung – übertragen. In der Folge, bis zu seinem Ausscheiden 1916,

wurden viele neue Konstruktionen aufgenommen: modernere Dampfmaschinen, Produktion von Lokomobilekesseln für Flöther in den Niederlanden, mit Kartoffeltrocknungsanlagen wurde die Marktführerschaft im europäischen Raum östlich von Berlin erzielt, Errichtung einer neuen Schiffswerft zur Herstellung von Flussschiffen der verschiedensten Arten sowie der Bau von Wasserpumpwerken und Elektrizitätserzeugungsanlagen u.a..

Die Bewerbung um die Lizenz zur Entwicklung und Erzeugung von Dieselmotoren ist wohl auch auf ihn zurückzuführen; es wurde frühzeitig erkannt, dass sich hier eine Ablösung der Dampfmaschine ankündigte.

Eigene Patentanmeldungen, speziell auf dem Gebiet der Weiterentwicklung von Dampfkesseleinrichtungen und im Anlagenbau, erfolgten. Was bisher nicht so beachtet wurde, dass er als würdiger Nachfolger seines Vaters und treibende Kraft zu sehen ist, welcher für den konstruktiven und technischen Bereich des Unternehmens verantwortlich war. Auch er vertrat wie der Senior seine Überzeugung und schied 1916 wegen unüberbrückbaren Meinungsverschiedenheiten mit dem Aufsichtsrat aus dem Unternehmen aus.

Bis zu diesem Zeitpunkt bewohnte er mit seiner Familie in Landsberg a. d. W. in der Fernmühlenstrasse Nr. 29 die oberen Etagen.



Als selbständiger Unternehmer betrieb er von Bromberg aus die Vertretung für die Pauckschen Werke bis zu deren Auflösung weiter. Als Rentier übersiedelte er nach Westfalen

in die Nähe zu seinen Töchtern Annemarie und Rosemarie.

Er verstarb am 2. Nov. 1936 in Unna / Westfalen. Seine letzte Ruhestätte fand er

zusammen mit seiner Ehefrau Marie Luise Amalie, geb. Simon, ebenfalls auf dem Marienfriedhof an der Friedeberger Strasse in Landsberg a. d. W.. Sein Grab wurde in den Nachkriegswirren des 2ten Weltkrieges ebenfalls zerstört und nicht wieder aufgefunden.



Zusammengestellt von seinem Enkel Wolfhart Paucksch, 2014 April 05



LANDSBERG (WARTHE)

PAUCKSCHBRUNNEN

Die Gemeinden unserer Heimat

Eine Reisempfehlung

Meine Vorfahren kommen teilweise seit dem 16. Jh. aus Driesen heute **Dresdenko**. in der Chronik von 18 und ist ein Modro(w) als stadältester erwähnt. mein Urgroßvater war Sattlermeister und Tapezierer in der breiten Str., mein anderer Urgroßvater Schmiedemeister in der neuen Str. die Wechselfälle der Geschichte zwischen Polen und Deutschland hat er hautnah miterlebt und auch im polnischen Korridor seine Kunden gehabt (er fertigte u.a. Sattelzeug an). die Tür der ev. Kirche von 1902 ist von meinen Urgroßeltern mit Schmiedewerk versehen worden, sie gibt es heute noch. Er saß mit Polensky zusammen auf der Schulbank. das „Schloss“ war der Verwaltungssitz der Firma.

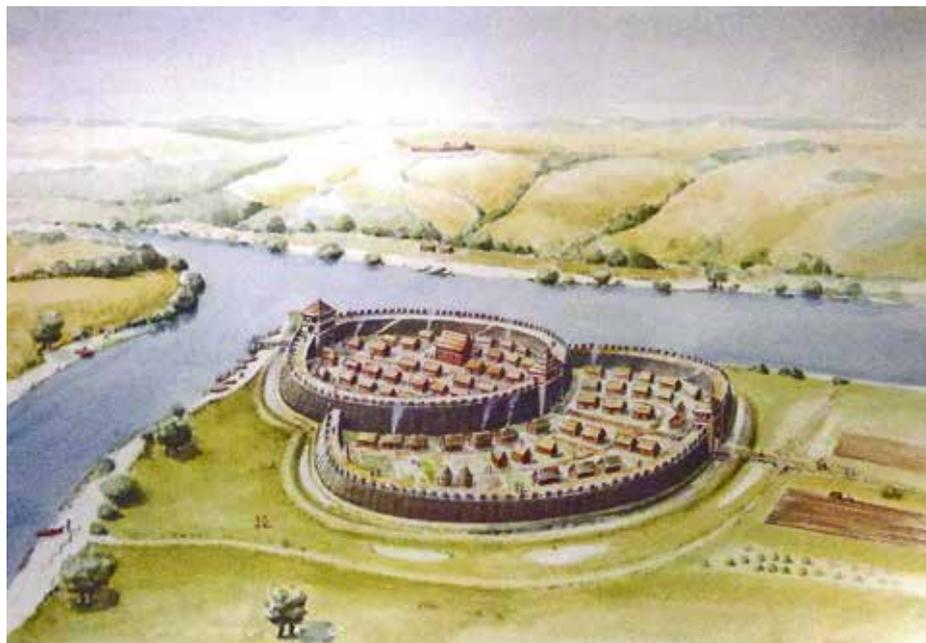
Die **Synagoge** befand sich innerhalb der Stadtmauer (!) am neuen oder alten Markt. es gab auch eine Likörfabrik am Markt - Spudy -, sie wurde wohl nach der Wende abgerissen. Einmalig für eine solch kleine Stadt war das Freibad im Wald gelegen. die friderizianische Stadtplanung ist hervorragend erhalten - auch mit dem Damm. In Driesen verdammt befand sich nicht nur der Bahnhof, dessen Züge nach Kreuz und Landsberg/Warthe führen, sondern auch die Steingutfabrik, in der Hedwig Bollhagen ihre Ausbildung machte. sie ging nach der Machtergreifung nach Marwitz bei Velten. noch heute werden bei eBay Waren aus Driesen/Vordamm gehandelt.

Die Hügel am Netze- und Warthebruch sind einfach nur schön, pilz- und blaubeerreicht. Übrigens: Landsberg/Warthe, mein Geburtsort, wurde die Parkstadt des Ostens genannt. ich würde mich freuen, wenn sie im nächsten Jahr Driesen in ihren Reiseplan aufnehmen würden. da ich regelmäßig von der Stiftung Landsberg/Warthe informiert werde, könnte ich die Planung gerne weiterreichen...oder sie machen es selbst info@stiftung-brandenburg.de

Mit freundlichen Grüßen
Brigitte Kath
Hochbergweg 21
12207 Berlin

Zantoch ein Schlüssel zur Neumark

H heute ist der Ort Santok (ehemals Zantoch), in der Nähe von Gorzów Wielkopolski (ehemals Landsberg an der Warthe) ein unscheinbares, kleines Dorf am Zusammenfluss von Warthe und Netze. Für den Besucher ist es kaum vorstellbar, dass unter diesem idyllischen, unbekanntem Flecken Erde mehr als 1.000 Jahre Grenzkampf versteckt liegen. Tatsächlich fiel Zantoch aber bereits im frühen Mittelalter eine äußerst





rungen zu beweisen, dass es sich bei dem Ort um „urpolnisches“ Gebiet handele. Fast alle Mächte, die irgendwann an der Gestaltung des osteuropäischen Raumes mitgewirkt haben, haben auch an den Zantocher Burgen ihre Spuren hinterlassen. Dazu gehören insbesondere die Polen, Pommern, Pommerellen, Askanier, Schlesier, Hohenzollern, Schweden, Habsburger, der Johanniter Orden und der Deutsche Orden. Viele andere nutzten den Übergang bei Zantoch als Tor in die Neumark und

wichtige Bedeutung zu: auf einer Strecke von mehr als 100 Kilometern zwischen Küstrin und Driesen ist Zantoch der einzige Ort, wo man den Fluss und das sumpfige Tal überschreiten kann. Zudem führte bereits v. Chr. eine Handelsstraße vom Mittelmeer zur Ostsee hier vorbei. Zantoch war also gleichermaßen wichtig zur Landesverteidigung und als Verkehrsknotenpunkt. Ruhe kehrte in Zantoch erst nach dem Dreißigjährigen Krieg ein, als beide Gebiete nördlich und südlich der Warthe und Netze dauerhaft zum gleichen Territorium gehörten. Die Auseinandersetzungen um den sogenann-



ten „Schlüssel“ zur Neumark gingen im 19. und 20. Jahrhundert jedoch weiter - dieses Mal auf einer intellektuellen Ebene. Zu Beginn des Nationalsozialismus versuchten deutsche Archäologen mithilfe von Grabungen zu beweisen, dass Zantoch von jeher zu „Deutschland“ gehört habe, während polnische Wissenschaftler versuchten, anhand von historischen Überlieferungen

plünderten von hier aus das umliegende Land, wie die Kosaken und die Hussiten. Trotz allem ist der ehemalige „Schlüssel“ zur Neumark heute nahezu unbekannt und verschwindet im Schatten der Industriemetropole Gorzów Wielkopolski. Veronica Kölling
Stiftung Brandenburg
Parkallee 14
15517 Fürstenwalde (Spree)

Leser schreiben uns

Auszug aus einem Brief von H-J. Reso

..... Ich bin der letzte Mitbewohner der 21-köpfigen Gemeinschaft in der Wohnung von Pfarrer Georg Wegner, in Landsberg, Schloßstraße 6. Vom 31. Januar bis 26. Juni 1945 wohnten wir unter einem Dach. Das blieb auch so, trotz mehrmaliger Umzüge. Die Russen lehnten eine Zusammenarbeit mit Deutschen im kommunalen Bereich ab.- Pfarrer Georg Wegner gründete die „Beerdigungs-pietät“, wie er die vierköpfige Truppe nannte. Rund 1000 Tote wurden im 1. Halbjahr

1945 in 2 Massengräbern auf dem Friedhof an der Friedberger Straße/ Chaussee beerdigt. Ich saß oft auf dem Plattenwagen mit der traurigen Last. (Siehe meine Berichte im ‚Heimatblatt Nr. 38, vom Juli 2009). Dort ist auch der von mir in kindlicher Schrift ausgeführte Umschlag abgebildet. Auf meine Bitte hin hatte Frau Hasse-Dresing die bekannten Namen der Beerdigten veröffentlicht. Ein weiterer Teil der von meiner Mutter geführten Totenliste ist verschollen. Frau Christa Greuling legte großen Wert darauf mitzu-

teilen, dass sie von meinem Vater getauft wurde. Otto Reso war nach dem Tod von Pfarrer Textor, 1. Pfarrer der 1930 eingeweihten Lutherkirche. Meine Eltern waren Berliner. Zum Architekten der Lutherkirche, Dr. Curt Steinberg, bestand ein enges Verhältnis. Nach unserer Vertreibung, im Juli 1945, besuchten wir Steinbergs in ihrer Villa, in Berlin-Zehlendorf.....
28.12.2015
Hans-Jürgen Reso
Kopernikusstr.36
17036 Neubrandenburg
Tel.: 0395/ 3503837

Familie Conin

Wer kann helfen?
Gesucht werden Informationen zur Familie Conin, wohnhaft in der Moltkestraße 20. Meine Großeltern hatten einen Schrotthandel in der Küstrinerstraße 47 - Ludwig und Martha Conin. Meine Mutter war Dorothea Conin. Wenn sich wer an die Familie erinnert, dann würde ich mich freuen von Ihnen zu hören. Vielen Dank
Arnold Voß geb. Conon
Vitus-Bering-Straße 23
17493 Greifswald
03834 8465124

An deinem Herd bist
du genauso ein König
wie jeder Monarch auf
seinem Thron.

Cervantes

Brief einer Niedersächsin

..... Ich bin eine echte Niedersächsin, 82 Jahre, und war dabei, als ein Zug aus dem Krs. Landsberg in Stedersdorf entladen wurde und

die Flüchtlinge auf die umliegenden Dörfer verteilt wurden. Unsere Freunde kamen aus Blumenthal, Döllensradung, Wepritz usw. Die kleinen Kinder sprachen bald unser Plattdeutsch...
H.Sch.



Dorfkirche von Spiegel in Döllensradung

Brief aus den USA - leider nicht mehr aus Landsberg



Schmunzelecke

An der Himmelspforte

Ein Mensch kommt in den Himmel und trifft an der Himmelspforte den lieben Gott. Der heißt ihn willkommen und fragt ihn: „Mein Sohn, hast du noch einen letzten Wunsch, bevor du den Rest der Ewigkeit im Himmel verbringst?“ Ja“, erwidert der Mensch. „Ich würde mir gern mal die Hölle anschauen, damit ich mein Glück auch richtig schätzen kann.“

„In Ordnung“, sagt Gott, schnippt mit den Fingern und sofort befinden sie sich in der Hölle.

Vor ihnen erstreckt sich - so weit das Auge reicht - ein Tisch mit allen Leckereien, die

sich das Herz nur wünschen kann; auf beiden Seiten des Tisches aber sitzen Millionen unglücklicher Menschen und verhungern.

Der Mensch fragt Gott: „Warum verhungern diese Menschen?“

Gott antwortet: „Sie müssen mit drei Meter langen Löffeln essen.“

„Das ist ja äußerst grausam“, meint der Mensch mitfühlend. Gott schnippt nochmals mit den Fingern und sie landen wieder im Himmel. Dort ist der Mensch sehr überrascht, als er fast das gleiche Szenario sieht - ein üppigst gedeckter Tisch, soweit das Auge reicht, nur

sind diesmal alle, die davor sitzen, glücklich und wohlgenährt.

Er wendet sich an Gott und erkundigt sich: „Und womit essen diese Menschen hier? Sie müssen doch anderes Besteck haben.“

„Nein, mein Sohn, auch hier essen sie mit drei Meter langen Löffeln.“

Der Mensch ist verwirrt. „Das verstehe ich nicht. Wie ist das möglich?“

Und Gott antwortet: „Im Himmel füttern wir uns gegenseitig.“

Aus Kroatien

Für langes Leben, aber nicht als Karteileiche!

101 Jahre alt – und kein Aufsehen im Ort, nichts im Lokalblatt! Auch zum Hunderten war schon nichts. Nun ja, man kann sich das verbitten. Mich macht es trotzdem neugierig. Elfriede Hoefft, geb. Tessner aus Sandwerder (eine Streusiedlung mit vielen nassen Wiesen und viel trockenem sandigen Ackerland zwischen Zantoch und Zettritz) wird in meinem nunmehrigen Wohnort 101! Da waren wir fast Nachbarn: Ich 1933 in Alexandersdorf geboren, sie 18 Jahre früher auf der anderen Seite der Warthe – in einem Ort aus der Zeit Friedrichs des Großen. Allerdings in einem Ort, den sich längst die Natur zurückgeholt hat, dessen Schüler ganz früher bei Hochwasser wochenlang schulfrei hatten, im Winter von

1885 zu 86 sogar drei Monate lang. Vielleicht ist sie noch rüstig in ihrem hohen Alter und kann mir was erzählen. Wahrscheinlich ging sie schon nach Czettritz zur Schule, das am 1. Januar 1929 aus Groß- und Klein-Czettritz zu Zettritz wurde. Dann musste sie auch nicht mehr mit Fähre oder Kahn nach Zantoch übersetzen, zu dem Sandwerder ehemals gehörte.

Die Jubilarin soll jetzt in der Stolberger Str. 4 wohnen, hier in Neuenhagen, entnehme ich dem Heimatblatt vom Dezember 2015. Ruhige Gegend, einen Kilometer entfernt. Im Telefonbuch steht sie nicht. Aber ich könnte doch mal dort vorbeispazieren, kein Problem! Doch, wo ist die Nr. 4? Das neue Haus ohne Nr. könnte es sein. Wen fragen? Keine

Menschenseele zu sehen, niemand aufzutreiben.

Beim Bürgerservice der Gemeinde werde ich von Frau Georgi erstaunt gefragt, was denn das für ein Blatt sei und wie alt ... Na ja, wenn ich einen Antrag ausfülle, könne sie nachsehen. Kostet dann acht Euro, allerdings ohne Erfolgsgarantie. Es braucht wenige Minuten, bis mir für eine auf zehn Euro korrigierte Gebühr eine „Einfache Melderegisterauskunft“ übergeben wird. Der zufolge war Frau Hoefft in der Andernacher Str. 2 gemeldet. Frau Hoefft ist verstorben. Aber wann, das dürfe man nicht sagen. Ich könne ja dort nachfragen. Und dass es ein Altenwohn- und Pflegeheim ist, sagt sie auch nicht. In der aktuellen Ausgabe 2/2016 der Zeitschrift „Test“

finde ich wie gerufen in einem Artikel über Personensuche die Auskunft: „Ist der Gesuchte verstorben, teilt das Meldeamt das Todesdatum mit.“

Als ich das der hartherzigen Dame beim nächsten Besuch vorhalte, bekomme ich zur Antwort: Das sei nur gestattet, wenn ich in einem neuerlichen Formular ausführlich ein berechtigtes Auskunftsinteresse nachweisen könne und 12 weitere Euro entrichte. Jetzt kapituliere ich mit dem Hinweis, das sei dann doch eher die Sache von Herausgeber und Chefredakteur des Heimatblattes.

Allerdings finde ich mit der Erfahrung des lebenslangen Journalisten auch nach 24 Rentnerjahren noch heraus: Elfriede Hoefl ist am 15. Januar 2010 gestorben – an ihrem 95. Geburtstag. Sie gehört zu vermutlich weiteren Untoten, die das Heimatblatt alle halbe Jahr feiert – und wir freuen und wundern uns über die

robuste letzte Erlebens-Generation aus der alten Heimat, ein starker Menschenschlag, unglaublich, was der alles verkraftet hat!

Der Sohn, der mir nach einigen Wochen meines Nachforschens gegenübersteht, widerspricht nachdrücklich. Nein, keine Untoten. Aber man hält sie fest, die Mutter. So wie sie gelebt hat, so heiter, so ausgeglichen und souverän, sie kam mit jedem zurecht, konnte sich mit niemandem ernsthaft streiten.

Ich spüre, welche Überwindung es für das einzige Kind ist, den schmerzlichen Verlust zu melden, nicht nur einmal, sondern überall und auch dorthin, woran man gar nicht denkt.

Deshalb müssen es wohl Verwandte, Freunde, Bekannte tun.

Seine Mutter bekam das Heimatblatt, und es bleibt ihm eine Verbindung zu ihr. Das versteht jeder.

Trotzdem hoffe ich, alle anderen im Heimatblatt genannten Jubilare und Hochbetagte schauen bewusst das Licht der Sonne. Aber Kinder, Enkel, Verwandte, Freunde sollten wissen oder vorfinden, dass zur Liste jener, die im Ernstfall zu verständigen sind, auch das Heimatblatt gehört, und ob man es über das nächste Heft hinaus kostenlos und gegen beliebige Spende beziehen möchte. Also, da man sich doch nicht selber abmelden kann, kümmert euch, wenn wir nicht mehr da sind.

Ich wünsche mir zwar ein langes Leben, aber bitte nicht als Karteileiche in der von Karl-Heinz Wentzell dankenswert akribisch geführten Liste der Jubilare. Und wer würde es ihm noch abnehmen, wenn es immer mehr auf die 120 zugeht?

Willi Göring, Lerchenaue 8
15366 Neuenhagen.
T. 0 3342 – 201694

Bücher...Medien...Büchder

Predigen wo?!

Ein Kulturspiegel 1990 – 2007 in Altenburg, einer Residenzstadt in Thüringen in „Predigen auf dem Markt“

Michael Wohlfarth fragte mich, ob ich ein Begleitwort schreiben würde für seine Dokumentation, die Stadt und Landkreis gleichermaßen angeht. Er lebt jetzt am südöstlichsten Rand von Berlin in einem Stadtteil, der flächenmäßig so groß ist wie die Kernstadt von Paris und zu 50 % mit Wald und Wasser bedeckt ist: Köpenick. Ein schönes Fleckchen Erde. Aus dieser neuen Perspektive heraus hat er zeittypische Aus-

sagen betrachtet, gebündelt und dies in einem 130-Seiten-Band niedergeschrieben. Es sind Wahrnehmungen, die er als Pfarrer der „Offenen Brüderkirche-Altenburger Akademie“ zu den kulturellen und politischen Ereignissen in und an „seiner“ damaligen Kirche in der Reihe „Von Woche zu Woche“ und in der „Osterländer Volkszeitung“ im Laufe der sogenannten Wende- und Nachwendezeit gemacht hat.

Das ihm dies gelungen ist, zeigt schon die Auswahl der Texte mit Bildbeispielen aus Kirche und Gesellschaft in der Stadt und der Region. Im Bewusstsein, dass Religion, Kunst und Kultur durchaus eine Einheit bilden können, trotz aller gegenteiligen Behauptungen, werden diese spezifischen Inhalte seiner Arbeit an der Brüderkirche - als Beispielkirche in dieser Hinsicht!- immer wieder deutlich:

KAIROS, d.i. den Zeitpunkt nicht verpassen! CHARIS, d.i. die Freude nicht vergessen! Und METANOIA: Umkehr, wenn es nötig ist. KORREKTUR!

Dazu die zwei tragenden Zitate von Reiner Kunze und Max Frisch: "Treten sie ein, hier dürfen Sie schweigen!" (Jetzt auch im Raum der Stille am Brandenburger Tor zu lesen.) und: "Die kleinste Einheit des Friedens ist das Gebet". Die Brüderkirche als Kirche des Mittagsgebetes hält auf diese Weise den dichten Veranstaltungsrhythmus aus, ohne Schaden zu nehmen, als Ort der Sammlung und auch

der politischen Versammlung, gerade in der Zeit der Friedensgebete 1989/90.

Die Gemeinde kann so reagieren, auf die gesellschaftlichen Ereignisse gleichermaßen wie auf persönliche Katastrophen. Die Kirche musste zwangsläufig ihre Türen offen halten, für alle, die geistiges und politisches Asyl suchten, vor und nach der so genannten Wende und das über Jahrzehnte hinweg, bis auf den heutigen Tag. Jedes Essay, jede Kolumne in dem Buch: "Predigen auf dem Markt" gibt Zeugnis davon, an Hand des Kulturkalenders der Kirche am oberen Marktende und der

Agenda der Ereignisse, auch die schicksalhaften, die verarbeitet werden müssen.

Als einer der verantwortlich Politik gemacht hat, habe ich diese bewegte Zeit nicht vergessen und weiß nur zu gut die Dinge heute einzuordnen. Ich lade Sie ein, in dieses blaue Buch hinein zu schauen, zu lesen, sich zu erinnern und unsere heutige Zeit zu reflektieren. Es lohnt sich!

Siegardt Rydzewski
Landrat a.D.

Das Buch ist im Buchhandel erhältlich



Wichtige Angaben

- HOTEL GORZÓW**
www.hotelgorzow.pl
ul. Walczaka 20
tel. + 48 95 722 11 33
e-mail: recepcja@hotelgorzow.pl
- HOTEL GRACJA******
www.hotelgracja.pl
ul. Dąbrowskiego 20b
tel. + 48 95 720 28 15
e-mail: recepcja@hotelgracja.pl
- HOTEL HUZAR****
www.hotel-huzar.pl
ul. Husarska 2
tel. + 48 95 722 44 07
e-mail: recepcja@hotel-huzar.pl
- HOTEL MIESZKO******
www.hotel-mieszko.pl
ul. Kosymierów Gdyńskich 82
tel. + 48 95 720 50 51
e-mail: office@hotel-mieszko.pl
- HOTEL MCM GORZÓW****
www.hotelmcm.pl
ul. Grobla 4
tel. + 48 95 736 92 92
e-mail: gorzow@hotelmcm.pl
- HOTEL QUBUS******
www.qubushotel.com
ul. Orłąt Lwowskich 3
tel. + 48 95 735 07 35
e-mail: gorzow@qubushotel.com
- HOTEL U MARIII****
www.umarii.pl
ul. Walczaka 16 a
tel. + 48 95 736 66 56
email: hotel@umarii.pl
- METALOWIEC**
www.osir.gorzow.pl
ul. Szczecińska 25
tel. + 48 95 728 76 28
- MLYN**
www.mlyn.gorzow.pl
ul. Wyszyńskiego 111
tel. + 48 95 735 03 15, + 48 605 447 993
e-mail: kontakt@mlyn.gorzow.pl
- Motel Pintel****
www.pintel.eu
Os. Bermudy 24 F
Gorzów-Wawrów
tel. + 48 95 726 32 30
e-mail: biuro@pintel.eu
- Szkolne Schronisko Młodzieżowe (Jugendherberge)**
www.schroniskogorzow.eu
ul. Wyszyńskiego 8
tel. + 48 95 722 74 70
e-mail: schro@edu.gorzow.pl
http://www.schroniskogorzow.eu/
- Dom Studenta**
www.awf-gorzow.edu.pl
ul. Myśluborska 36
tel. + 48 95 727 91 14
e-mail: ds@awf-gorzow.edu.pl

SONSTIGE INFORMATIONEN:
Bimba – Städtisches Informationszentrum
Das Zentrum befindet sich in der ul. Wieśniary Rynek (neben Arsenal). Man kann hier Souvenirs aus Gorzów kaufen, sowie Tickets für Kultur- und Sportevents. Es sind auch interessante Bücher zur Stadt, ihrer Sehenswürdigkeiten und Geschichte erhältlich.
Öffnungszeiten der Straßenbahn:
Vor der Saison (1. September bis 31. Mai) **13:00 bis 17:00 Uhr, samstags 11:00 bis 15:00 Uhr**
In der Sommersaison (1. Juni - 31. August) Dienstag bis Sonntag, **10:00 bis 18:00 Uhr**
In der Saison dient das Zentrum auch als Info-Punkt für Touristen.
Kontaktnummer: +48 697 523 375
www.emceka.pl/mci

Impressum:
Text: Zbigniew Rudziński
Einführung: Izabela Grygiel - Gula
Sachliche Unterstützung: Ewelina Chruścińska - Jackowiak, Tomasz Chwaliński
Korrekturlesen: Małgorzata Perca
Umschlag: Verzerrungen eines Mietshauses in der ul. Mickiewicza 19-20, Fot. T.Chwałczak
Übersetzung: Grzegorz Kowalski

Wydział Rozwoju i Promocji Miasta Urząd Miasta Gorzowa Wlkp.
Ul. Sikorskiego 3-4
06-400 Gorzów Wlkp.
T: +48 95 7355 784
F: +48 95 7355 244
E: wrp@um.gorzow.pl
I: www.gorzow.pl

28

Literaturverzeichnis

Bestellungen für alle Drucksachen, Bücher und CD / DVD richten Sie bitte an

Stiftung Brandenburg,

Parkstraße 14,

15517 Fürstenwalde

Tel. 03361-310952, Fax 03361-310956,

Email: info@stiftung-brandenburg.de

(Die Schriften, teils nur noch wenige Restauflagen, werden preiswert zzgl. der Versandkosten angeboten.)

Über die untenstehende Liste hinaus sind weitere Angebote vorrätig mit Drucksachen der historischen Kreise:

Arnswalde, Neumark

Soldin, Neumark

Ost-Sternberg

West-Sternberg

Beske, Hans: 25 Jahre Patenschaft mit Kreis und Stadt Herford : 1957-1982 ; ein dokumentarischer Bericht / von Hans Beske. - [Herford], 1982. - 29 S. ; 29 cm. - (*Wir Landsberger nach 1945*)

0,50 €

Festschrift zum 125-jährigen Bestehen des Gymnasiums in Landsberg(Warthe): 1859-1984. - [Herford, 1986]. - 22 S. ; 30 cm. - (*Wir Landsberger nach 1945*) Enth. u.a.: Zur Geschichte des Gymnasiums in Landsberg (Warthe) / Siegfried Beske

0,50 €

Gorzów w mojej pamięci = Gorzow in meiner Erinnerung / Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna w Gorzowie Wielkopolskim. [Red.: Edward Jaworski ... Przekł.: Grzegorz Kowalski]. - Wyd. 1. - Gorzów Wielkopolski : WiMBP, 2008. - 341 S. : Ill. ; 22 cm Text dt. und poln. - (*Z Dziejów Regionu Lubuskiego = Aus der Geschichte des Lebusener Landes*)

ISBN 978-83-907249-7-3

7,00 €

Gorzów Wielkopolski (Landsberg an der Warthe), Maßstab 1:16500 : [Stadt- und Umgebungsplan mit polnischen u. deutschen Bezeichnungen]

Hrsg. BAG Landsberg / W. e. V. Red. Czeslaw Drescher. Sprachliche und histor. Bearb. Robert Piotrowski. - : Warthe sp. z o.o, 2005. - 1 Plan, 2 Kt. ; 67x95 cm - *Nebentitel* : Plan miasta i okolic w jęku niemieckim i polskim. Landsberg an der Warthe - Stadt und Umgebungsplan

2,00 €

Heimatblatt der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg / Warthe Stadt und Land /

Hrsg.: Kirchlicher Betreuungsdienst für die ehemaligen Ostbrandenburgischen Kirchengemeinden Kirchenkreise Landsberg / Warthe Stadt und Land. - Berlin

Sachregister 1949-1988. - bearb. von Gerhard Butzin. 1993. - 80, XVI S.: 1 Kt; 30 cm 2,00 €

Heimatblatt der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg / Warthe Stadt und Land /

Hrsg.: Kirchlicher Betreuungsdienst für die ehemaligen Ostbrandenburgischen Kirchengemeinden Kirchenkreise Landsberg / Warthe Stadt und Land. -Berlin

Sondernummer. Landsberger Illustrierte: Landsberger grüßen aus aller Welt / Kurt Imm,

P. Schmaeling [Bearb.], [1957]. - [12 S.] ; 24,7 x 34,5cm

0,50 €

Henseler, Ernst: Ernst Henseler 1852 - 1940: ein Maler aus dem Warthebruch / Ernst Henseler; Bundesarbeitsgemein. Landsberg (Warthe) Stadt und Land e. V. [Hrsg.]; Gerhard Boese [Bearb.]. - Herford : Eigenverl. der BAG Landsberg (Warthe) Stadt u. Land e. V., 2000, 106 S.6,00 € ab 10 Exemplare je 3,00 € pro Stück;

Kłodawa, historia pewnej wsi - Kladow, die Geschichte eines Dorfes / Urząd Gminy Kłodawa u. Bundesarbeitsgemeinschaft. Landsberg (Warthe) Stadt und Land e. V. [Hrsg.]; Jerzy Zysnarski [Bearb.]; Michael Groß [Übers.]. - Kłodawa ; Herford, 2000. - 136 S. : Abb., im Anh. farb. ISBN 83-911922-1-0 1,00 €

Kolonistenverzeichnisse aus Landsberg / Warthe und Umgebung (1740-1788): Landsberg / W., Friedrichsstadt, Blockwinkel, Plonitz, Hopfenbruch, Giesenaue, Dühringshof u. Blumenthal / Georg Grüneberg. Hrsg. von der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land. - Lenzen (Elbe): Selbstverl. G. Grüneberg, [1994]. - 32 S. ISBN 3-9803515-9-9 0,50 €

Landsberg (Warthe) - Herford : 10 Jahre Patenschaft, 1957-1967; Festschr. u. Rechenschaftsbericht / vorgelegt von der Bundesarbeitsgemein. Landsberg (Warthe) Stadt und Land im Rahmen des 6. Landsberger Bundestreffens in Herford. - [Herford], 1967. - 36 S.: III 0,50 €

Landsberg an der Warthe : 1257, 1945, 1976 / hrsg. von Hans Beske u. Ernst Handke. Redaktion: Karin Bader. - Bielefeld: Gieseking, 1976-1980. - Bd. 1-3.

- Bd. 1. Stadt und Land im Umbruch der Zeiten. - 1976. - 346 S.: Abb. 18,00 €
- Bd. 2. Aus Kultur und Gesellschaft im Spiegel der Jahrhunderte. - 1978. - 317 S.: Ill. ; & Bild-Beilage (Bild-Beilage für Band II auch unabhängig vom Buch erhältlich) 18,00 €
- Bd. 3. Landwirtschaft und Industrie, Handwerk, Verkehr, Verwaltung. - 1980 - 526 S.: Abb. 20,00 €

Lehmann, Matthias: Kurt Aurig (1883-1957), der Landsberger Fotograf / Matthias Lehmann, Zdzisław Linkowski. Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg / Warthe Stadt und Land e. V. ; Museum Lubuskie im. Jana Dekerta w Gorzowie Wlkp. - Herford ; Gorzów, Wlkp., 2007. - 116 S.: zahlr. Abb. ; 21 cm x 28 cm 5,00 €
ab 10 Exemplare je 2,00 € pro Stück 5,00 €

Luteranie w Gorzowie (1537 - 2007): z okazji 470-lecia luterańskich nabożeństw w Gorzowie (Landsbergu) w 750. urodziny miasta / Robert Piotrowski, Paweł A. Leszczyński [Hrsg.]. - Parafia Ewangelicko-Augsburskiej Āw. Trójcy w Gorzowie. - Gorzów, 2007. - 60 : zahlr. Abb. (*Biblioteczka nadwarciaóskiego rocznika historyczno-archiwalnego ; 2007 / 17*) 2,00 €

Mannheim, Günther-Fritz: Neumärkisches Wanderbuch:

[70 Wanderungen durch die Neumark] / Günther-Fritz Mannheim. - Nachdruck durch BAG LaW, 1997 Berlin - Grunewald ; Landsberg a. W. : Selbstverl., [1929]. - 112 S. : 27 Fotogr., zahlr. Anzeigen 1,00 €

Marzęcin : Wspomnienie o nieistniejącej wsi = Marienspring: Erinnerungen an ein untergegangenes Dorf / Towarzystwo Przyjaciół w Gorzowie Wlkp.; Bundesarbeitsgemein. Landsberg (Warthe) Stadt und Land, Herford; Dietrich Handt [Bearb.]. - Gorzów Wlkp. ; Herford, 1999. - 39 S. : Abb., Ortsplan., Beil. ISBN 83-909122-2-8 1,00 €

My ze szkoŹy na Zawarcu = Wir aus der Schule in der Brückenvorstadt: Jubileusz 100-lecia gmachu liceum / II [Druga] Ogólnokształcące im. Marii Skłodowskiej-Curie <Gorzów>; Alina Nowak. - Gorzów Wlkp., [2006]. - 32 S. : Abb., in Dt. und Poln. Jubiläum zum 100. Jahrestag ; Gorzów, Wlkp.: 28.09.2006 0,50 €

Patenschaft Landsberg (Warthe) - Herford 1956-1976: auf dem Wege zur Partnerschaft / Hans Beske [Hrsg.]. - Sonderdr. aus Heft 7-9 / 1976 des Heimatblattes der ehem. Kirchengemeinden Landsberg (Warthe) - Stadt und Land. - Berlin, 1976. - 12 S. : zahlr. Abb. 0,50 €

Plan der Stadt Landsberg an der Warthe = Gorzów Wlkp., Maßstab 1 : 12500 : aus dem Jahre 1940 mit heutigen Straßennamen = ze współczesnymi nazwami ulic / BAG Landsberg / W. [Hrsg.]; Czesław Drescher [Mitarb.]; Robert Piotrowski [Bearb.]. - 2., überarb. Aufl., 2009. - [2004]. - 72 x 66 cm - (*Pharus-Plan, bearb. Nachdruck*) 3,00 €

Wege zueinander = Drogi Ku Sobie: Landsberg (Warthe) - Gorzów Wlkp. - Herford / Barbara Beske, Ursula Hasse-Dresing [Hrsg.]; Teresa Mika [Übers.]. - 2., überarb. u. erw. Aufl. Bad Münstereifel : Westkreuz-Verl., 1994. - 176 S.: überw. Ill. (z.T. farb.); 28 cm. ISBN 3-922131-93-X Texte in Deutsch u. Polnisch 7,00 €

Wizerunki Gorzowa Wielkopolskiego (Landsberg / Warthe) u zbiorach Muzeum Lubuskiego im. Jana Dekerta w Gorzowie Wielkopolskim = Bildnisse von Landsberg / Warthe (Gorzów Wielkopolski) in der Sammlung von Muzeum Lubuskie ... : [Kunstmappe mit 10 Ansichten, Stiche und Fotografien, aus dem Zeitraum von 1650 bis 1975] / Muzeum Lubuskie im. Jana Dekerta <Gorzów Wlkp.>; Zdzisław Linkowski; , Lech Dominik [Bearb.]; Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit. s.l. : Mappe mit 10 Reproduktionen ; 28 x 39 cm 5,00 €

In - teilweise sehr begrenzter Zahl - stehen folgende Medien als CD oder DVD zur Verfügung:

Erinnerungen aus der Stadt G.

Dieser Film zeigt eine Gruppe von Polen, die aus den ehemaligen Polnischen Ostgebieten stammen. Sie wurden auch 1945 aus ihrer Heimat vertrieben, da Russland diese Gebiete annektierte. Man nannte es damals Umsiedlung.

Auf Wegen durch die Stadt sprechen diese Polen über ihre Erlebnisse zur Vertreibung, der oft wochen- bis monatelangen Reisen, z. Teil bis zu 1 Jahr, in Zügen bis nach Landsberg. Sie waren genauso unglücklich wie wir!

Erinnerungen aus der Stadt L.

Ein Film, in dem 4 Frauen und 2 Männer Kindheitserinnerungen und Erlebnisse zu Flucht und Vertreibung 1945 schildern.

Der Film zeigt die Orte in Landsberg, Gralow und Zanzin in denen die Erzähler ihre Heimat hatten. Es werden die Erlebnisse aus der Kindheit an Beispielen geschildert und im Film mit Aufnahmen und Bildern unterlegt.

Friedensglocke

Eine Dokumentation über die Friedensglocke und die 750-Jahrfeier der Stadt Landsberg / Gorzów – Film auf DVD

Vergangene Zeit .. verlorene Orte

Film auf 3 DVDs über folgende Orte aus dem Landkreis aus heutiger Sicht, mit ausführlichem deutschen Kommentar:

Zechow	Borkow	Liebenow
Jahnsfelde	Kernein	Stennewitz
Gralow	Bürgerwiese	Ratzdorf
Zantoch	Dechsel	Neuendorf
Pollychen	Altensorge	Beyerdorf
Lipke	Schönewald	Hohenwalde
Lipkesch Bruch	Derschau	Marwitz
Morrn	Eulam	Zanzin
Alexandersdorf	Wepritz	Himmelstädt
Dühringshof	Marienspring	Vietz
Kladow	Tamsel	Stolzenberg
Zanzhausen	Rohrbruch	

Diaschau auf 7 DVD über die Stadt und 1 DVD über den Landkreis

Aufgenommen und kommentiert von

Bernd Reinke

Elbinger Weg 4

29225 Celle

Heimatblätter Nr. 1 – heute (ausgenommen Heimatblatt Nr. 10) als einzelne PDF-Dateien.
Für einzelne Ausgaben stehen Restexemplare in gedruckter Form zur Verfügung.

Zusammenfassung aller Heimatblätter Nr. 1 bis heute als PDF-Datei

Heimatblätter 1949-1989 digitalisiert als PDF-Datei stehen auch als durchsuchbare PDF-Dateien zur Verfügung **)

Monatsberichte 1946 – 1948 durchsuchbare PDF-Datei **)

Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes – Heft 1 *)

Monatsberichte der ehemaligen Kirchengemeinden von Landsberg (Warthe) Stadt und Land 1946 bis 1948 – Faksimiledruck s. auch weiter unten: durchsuchbare PDF-Datei von Harry Rusch

Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes – Heft 2 *)

Die Deutschen in Landsberg (Warthe) 1945 bis 1950 – Studie von Zbigniew Czarnuch mit einem Koreferat von Dietrich Handt

Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes – Heft 3 *)

Teil-Reprint mit Ergänzungen des Heimatblattes Heft 10, Juni 1965

Erinnerungen an Flucht und Vertreibung – Wege in eine gemeinsame Gegenwart und Zukunft

Adreßbuch Landsberg (Warthe) und Bürgerwiesen 1937 / 1938 **)

Dieses E-Book ist eine Kopie des Adressbuches von Landsberg (Warthe) aus den Jahren 1937 / 38, das nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden ist. Ein Werk das für Genealogen von großer Bedeutung ist und eine wertvolle Hilfe bei der Forschung nach Familien aus dieser Region darstellt.

*) Nur noch wenige Restexemplare vorhanden, aber komplette Ausgaben als PDF-Datei

**) Diese Medien können gegen Kostenerstattung bezogen werden von

Harry Rusch

An Kaemenas Hof 59

28325 Bremen

Tel. 0421-175 23 24

Impressum

Herausgeber:

Stiftung Brandenburg

Parkallee 14

D 15517 Fürstenwalde (Spree)

Redaktion und Adressverwaltung (Neubezug und Anschriftenänderungen)

Karl-Heinz Wentzell

Prekerstraße 12

D 33330 Gütersloh

E-Mail: Heimatblatt@Landsberg-Warthe.eu

Tel. 0049 5241 337740

Spendenkonto des Heimatblattes:

Stiftung Brandenburg – Heimatblatt Landsberg

Sparkasse Gütersloh

(478 500 65) 900 3071 – IBAN DE28 4785 0065 0009 0030 71 – BIC WELADED1GTL

Die Stiftung Brandenburg ist eine selbstständige Stiftung bürgerlichen Rechts, errichtet am 11. Mai 1974. Sie ist mit Bescheid vom 30.04.2013 (Steuer-Nr. 063/141/04216 - FA Fürstenwalde) als gemeinnützig anerkannt.

Bitte senden Sie uns Ihre Beiträge so früh wie möglich! Wir freuen uns über maschinengeschriebene Texte. Bitte verwenden Sie bei Computerausdrucken keine Zierschriften, sondern Courier oder Times oder senden Sie uns eine CD/DVD im RTF- oder .doc-Format. Selbstverständlich sind auch handgeschriebene Artikel willkommen.

Redaktionsschluß für die Dezemberausgabe 2016 ist der 14.11.2016

Die mit vollem Namen gekennzeichneten Artikel stellen nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers dar.

Die Redaktion behält sich vor, Zuschriften aller Art zu kürzen.

Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet.